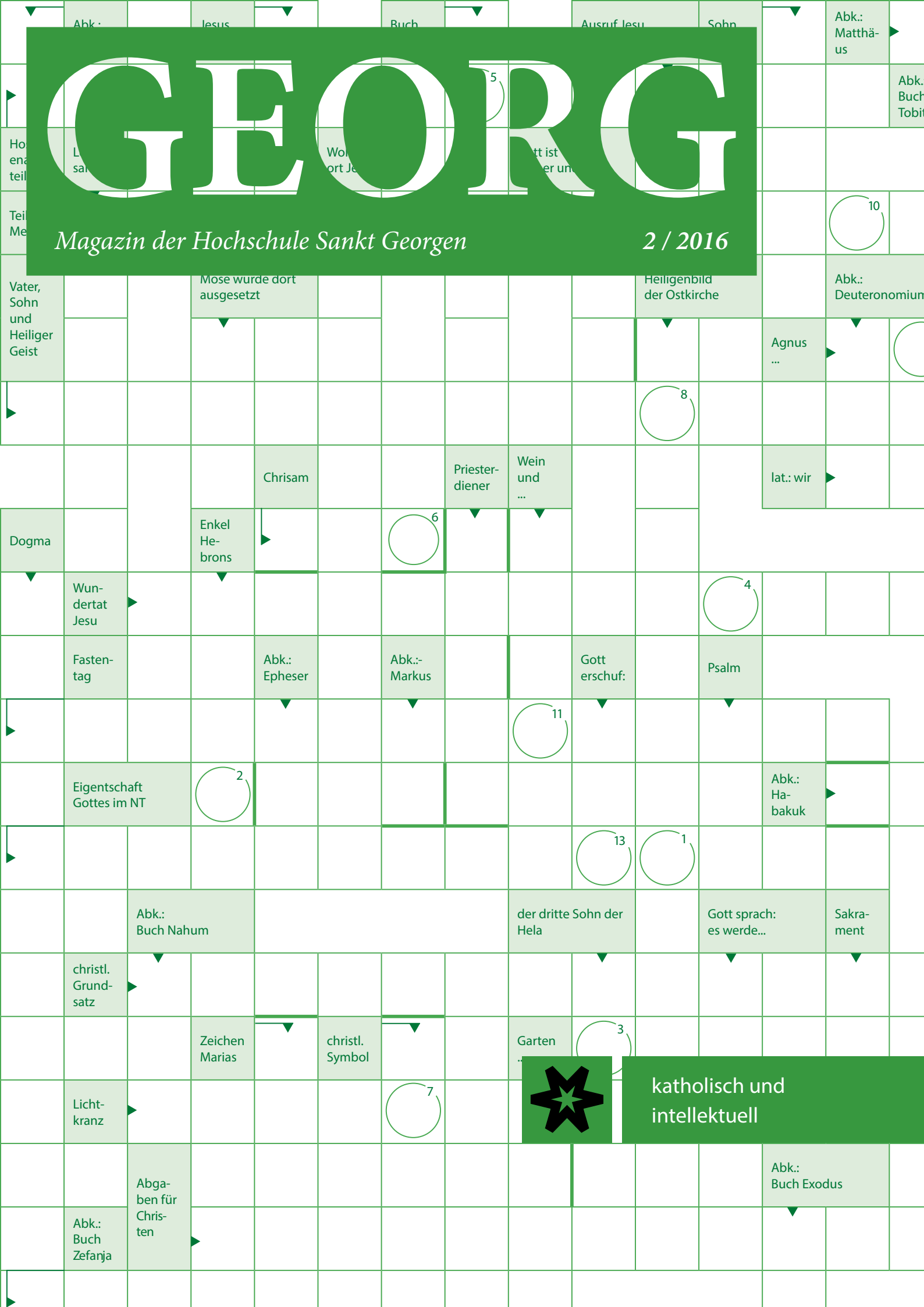
# GEORG

*Magazin der Hochschule Sankt Georgen*

*2 / 2016*



Impressum

# Impressum

**GEORG**
Magazin der Hochschule Sankt Georgen

**Herausgeber**
Rektor der Hochschule

**Chefredakteur**
Tobias Specker SJ

**Redaktion**
Carolin Brusky, Moritz Hemsteg, Stephan Herzberg, Vanessa Lindl, Jakob Mertesacker

**Künstlerische Gestaltung**
Elke Teuber-Schaper, Sigurd Schaper

**Redaktionsassistenz**
Claudia Gerhard, Isabella Henkenjohann

**Beratung**
Cornelia von Wrangel

**Grafik Design und Titelbild**
Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

**Druck**
Druckerei und Verlag Esser, www.druckerei-esser.de

**Redaktionsanschrift**
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt
Tel. 069. 6061 -0, Fax 069. 6061 -307
E-Mail rektorat@sankt-georgen.de

**Vertrieb**
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
D-48135 Münster
www.aschendorff-buchverlag.de
Tel. 0251-690 131

**Bezugsbedingungen**
Preis im Abonnement jährlich (2 Hefte): EUR 12,-
Einzelheft: EUR 6,80,-, jeweils zzgl. Versandkosten.
Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer. Abonnements gelten jeweils bis auf Widerruf. Kündigungen sind mit Ablauf des Jahres möglich, sie müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres eingehen.

**ISSN 2195-3430**

*Nachdruck, elektronische oder photomechanische Vervielfältigung nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion.*
*Bei Abbildungen und Texten, deren Urheber wir nicht ermitteln konnten, bitten wir um Nachricht zwecks Gebührenerstattung.*

**Auflage 3.500**
**© Sankt Georgen, Frankfurt am Main 2016**

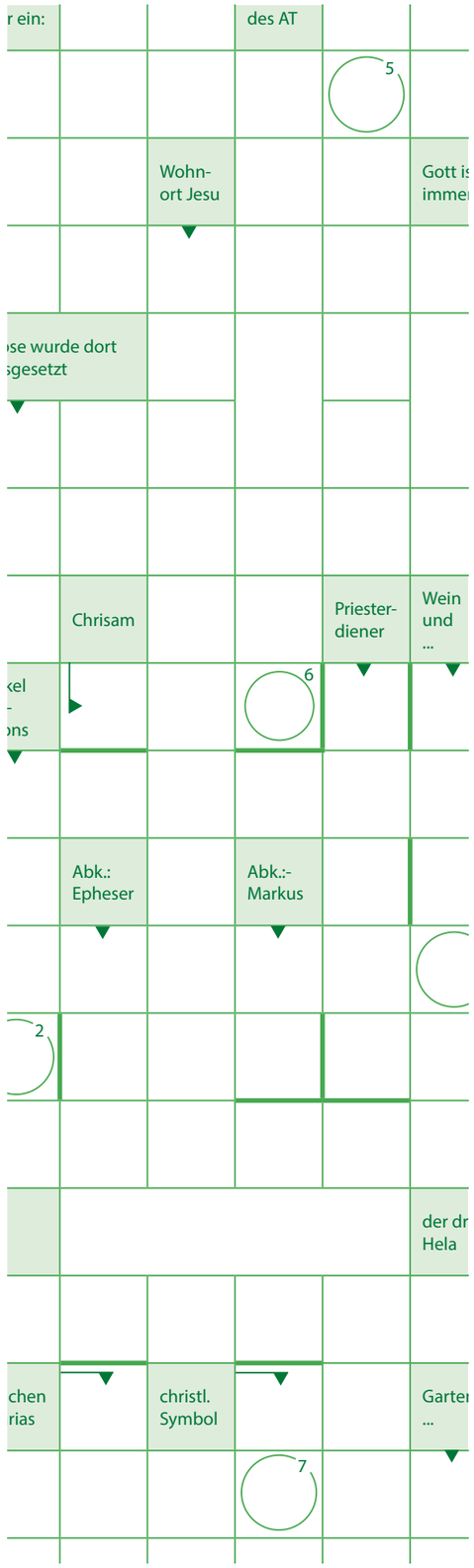


Foto: Elke Teuber-S

Editorial

**Liebe Leserinnen und Leser,**
„Katholik zu vermieten", so eine Glosse im Teil „Beruf und Chance" einer großen deutschen Sonntagszeitung. Dort schreibt Ursula Kals über Martin, einen Katholiken und langjährigen Messdiener, der sich zum gefragten Partygast entwickelt hat: „Beim Champagnerempfang sprach ein aufgeregtes Pärchen Martin an: Sie hätten für ihr Event schon die Kirche reserviert (‚Wahnsinnslocation, gibt Superbilder!') aber wie ihre 200 Gäste ‚mit Kirche wenig zu tun'. Ob sie ihn buchen können als eine Art Vorbeter, Vorsinger, halt als jemand, ‚der sich in der Szene auskennt'". – Katholikinnen und Katholiken, die sich bei Trauungen, Taufen, Kommunionfeiern und Beerdigungen routiniert bewegen, die nicht nur das Vater Unser sondern auch das „Großer Gott, wir loben dich" kennen, an den richtigen Stellen aufstehen, niederknieen, die Hände falten und das „Amen" sagen, kurz: die Anderen Verhaltenssicherheit geben, die sonst mit Kirche nichts zu tun haben, sind gefragt. Theologinnen und Theologen, die beten, sprechen und auch zum richtigen Zeitpunkt vor Gott und den Menschen schweigen können, bilden wir an unserer Hochschule aus. Ein geistliches Leben gehört zu unserem gemeinsamen Studieren und Forschen dazu. Katholik zu vermieten, wäre das eine neue Berufsperspektive für uns?

Katholische Gebete, katholisches Empfinden, katholische Folklore, natürlich gibt es so etwas, aber eigentlich entspricht dies nicht dem ursprünglichen Gebrauch des Wortes: „Katholisch" meint, eine „alles und jeden" (kat-holon) umfassende Versammlung in Christus. Katholisch ist eine Gemeinschaft von Menschen dann, wenn sie darum weiß und feiert, dass Gott durch Jesus Christus jeden einzelnen Menschen in seiner Schöpfung in sein Heil einbeziehen will. Konfessionelle Milieus sind dafür zu klein. Erst mit dem Konfessionalismus im 16. Jahrhundert hat sich das Verständnis des Katholischen auf die römische Kirche eingeschränkt, Luther und die Reformatoren haben sich über weite Strecken ihres Wirkens noch als katholisch verstanden. Was kann dann „katholische Intellektualität" noch bedeuten? Sind konfessionelle Grenzen nicht inzwischen überholt? Wenn ich etwas für typisch katholisch halte, ist es, seine Identität im Glauben nicht durch Abgrenzung zu Anderen zu gewinnen! Und das fordert zumindest sicher unser Denken heraus.

Das vorliegende Heft geht dem Gedanken des Katholischen nach. Herzlichen Dank sei dem ganzen Redaktionsteam gesagt, das mit Tobias Specker dieses Heft gestaltet hat. Ich würde mir wünschen, dass Sie bei seiner Lektüre entdecken, wie beziehungsreich es ist, katholisch zu sein. Vielleicht sind oder werden Sie ja dann auch in diesem ursprünglichen Sinn „gerne katholisch", wie eine Initiative von Studierenden unserer Hochschule heißt. Eine Berufsperspektive hätten Sie dann ja schon.

Ansgar Wucherpfennig SJ Rektor der Hochschule

# Inhalt


14 **Titelstory**

*Ulrich Ruh*

Wo sind die katholischen Intellektuellen?

18 **Aus dem Priesterseminar**

*Moritz Hemsteg*

Pragmatisch, fromm … aber intellektuell?

24 **Worte zur Zeit**

*Heinrich Watzka SJ*

Pluralität im Jesuitenorden

52 **Vorgestellt**

*Vanessa Lindl*
*Cornelia von Wrangel*

Der Mann der klaren Worte – Pater Christian Troll SJ

56 **Förderungen**

Relaunch der Sankt Georgener Homepage

**Editorial**

03

06 **Scientia – Philosophie**

*Johannes Wallacher*

Ist eine ignatianisch geprägte Philosophie tendenziös?

45 **Aus dem Jesuitenorden**

*Franz Meures SJ*

Was wird aus den Orden?

10 **Stimmen aus Sankt Georgen**

*Clemens Blattert SJ*

Die Zukunftswerkstatt SJ

26 **Alumni berichten**

*Ein Interview mit Franz-Josef Bormann*

„Die Campusbevölkerung war ganz anders“

**Impressum**

02

48 **Scientia – Theologie**

*Dirk Ansorge*

Wort und Sakrament

33 **Aus den Instituten**

20 **Fragen über Fragen**

*an Heinz Josef Studen*

21 **Das besondere Buch**

*Christoph Kähler*

Zurück zum Ausgangstext: Die Bibelübersetzung Luthers und ihre Revision 2017

**Geschafft!**

58

40 **Pietas**

*Andreas Knapp*

Zum 100. Todestag von Charles de Foucauld

32 **Aus der Hochschule**

36 **Weltkirche**

*Jean-Marc Balhan SJ*

Die Katholische Kirche in der Türkei verändert sich

30 **Centerfold**

# Ist eine ignatianisch geprägte Philosophie tendenziös?



**JOHANNES WALLACHER**
Professor für Sozialwissenschaften und Wirtschaftsethik an der Hochschule für Philosophie, München

In den vergangenen Monaten hat sich für viele Menschen der Eindruck verfestigt, dass die Welt aus den Fugen geraten ist. Der globale Terror ist in Europa und inzwischen auch bei uns in Deutschland angekommen und zeigt in immer kürzeren Abständen, wie verwundbar wir geworden sind. Wir versuchen die Zahl der Flüchtlinge mit allen Mitteln zu reduzieren, ohne dass es gelungen wäre, die Ursachen zu mindern oder einen menschenwürdigen Umgang an den europäischen Außengrenzen sicherzustellen. Dem Projekt der europäischen Integration, das bei uns und in der Welt vor Kurzem noch als „Friedensprojekt" und Versicherung gegenüber den wachsenden Risiken der Globalisierung galt, droht mit dem „Brexit-Votum" in Großbritannien gar das Scheitern.

Der Historiker Heinrich August Winkler analysierte die Situation schon Anfang 2015 nüchtern, als er den vierten und letzten Band seiner *Geschichte des Westens zur Zeit der Gegenwart* mit dem Abschlusskapitel das „Ende aller Sicherheit" titulierte.

Ängste und Unsicherheiten dominieren unsere derzeitigen gesellschaftlichen und politischen Debatten – mit der großen Gefahr, dass diese bewusst geschürt und für ganz andere Zwecke instrumentalisiert werden. Beliebte Reaktionsmuster sind Vereinfachung und Polarisierung, wenn man sich begnügt, komplexen Zusammenhängen mit plakativem Pro und Contra zu begegnen („für" oder „gegen" Flüchtlinge, den Islam, die EU), oft verbunden mit emotionaler Aufrüstung und moralischen Appellen. Gerne identifiziert man dabei Sündenböcke, was Nationalismus und Rassismus Vorschub leistet – und von einer undifferenzierten und eindimensionalen Konstruktion von Identität getragen wird. Das Geschäft der Fundamentalisten besteht darin, die Polarisierung bewusst zu befeuern, indem man die Welt in statische Blöcke aus Religionen, Kulturen und Zivilisationen aufteilt, die Fülle menschlicher Identitätsmerkmale auf ein einziges reduziert und danach die Menschen je nach bestimmter Religion, Kultur, Nation, Geschlecht oder sexueller Orientierung kategorisiert. Damit wird der Boden bereitet für Verschwörungstheorien, ohne andere Ansichten wahrzunehmen oder einfach nur Tatsachen zur Kenntnis zu nehmen. Fakten und Tatsachen systematisch aus den öffentlichen Debatten zu eliminieren und diese durch Emotionen und moralische Appelle zu ersetzen, sind die großen Versuchungen unserer Zeit – und die Erfolgsrezepte populistischer Bewegungen, bevorzugt, aber nicht nur, auf der rechten Seite des politischen Spektrums. Diese Form der politischen Kultur wird inzwischen schon als *Post-Truth-Politics* bezeichnet.

**Einer Vernunftkultur verpflichtet**

Der Philosophie kommt von daher eine besondere Bedeutung zu, geht es ihr doch darum, der Wahrheit auf den Grund zu gehen und begründete Orientierung für persönliches Handeln und Regeln des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu geben. Der Auftrag der Philosophie als Orientierungswissenschaft besteht darin, die Wirklichkeit umfassend zu durchdringen und der weit verbreiteten Versuchung zu widerstehen, nur an der Oberfläche zu „kratzen" oder lediglich Teilaspekte isoliert zu betrachten. Dazu sind Begriffe zu klären und Sachverhalte in ihre größeren Zusammenhänge einzuordnen. Das ist zugegebenermaßen nicht trivial. Jedoch lässt sich nur auf dieser Basis unsere immer unübersichtlichere Welt verstehen und gestalten. Sinn und Sendung einer jesuitischen Hochschule für Philosophie besteht gerade darin, Menschen zum tieferen Nachdenken zu ermutigen und zu befähigen.

Gemäß der Tradition jesuitischer Hochschulbildung ist damit der Auftrag verbunden, alle Studierenden anzusprechen, die ein ernsthaftes Interesse an Philosophie haben, unabhängig von deren Religionszugehörigkeit, Weltbild oder sozialem Status und in einer Sprache, die auch für „religiös Unmusikalische" (Max Weber) nachvollziehbar ist. Was ist dann aber das Spezifikum einer „jesuitischen Philosophie"? Gelegentlich wird damit die Anfrage verbunden, ob diese denn „weltanschaulich neutral" sei, was manche, bewusst oder unbewusst, auch als Kritik vorbringen, weil sie damit suggerieren, dass ein jesuitischer Hintergrund tendenziös sei und nicht einer Vernunftkultur verpflichtet wäre, die jeder Philosophie zu eigen ist.

**Objektivität und Wertbezogenheit**

Einer solchen Sichtweise liegt jedoch ein grobes Missverständnis zugrunde, wie ein Blick auf den bereits erwähnten Max Weber und seinen berühmten Aufsatz zur Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis zeigt. Weber bezieht sich dabei zwar auf die Sozialwissenschaften, die von ihm herausgearbeiteten erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Argumente haben jedoch auch Bedeutung für die Frage, ob wissenschaftliche Erkenntnis ganz generell weltanschaulich neutral oder tendenziös sei. Weber verfasst seinen Objektivitäts-Aufsatz 1904 als Mitherausgeber der neu gegründeten Zeitschrift *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* im Sinne eines programmatischen „Geleitworts". Er nutzt dabei bewusst die Frage nach der „Tendenz" der neuen Zeitschrift, um „die Eigenart der in unserem Sinne ‚sozialwissenschaftlichen' Arbeit überhaupt nach manchen Richtungen in ein Licht zu rücken". Für Weber ist es völlig klar, dass Sozialwissenschaft und damit auch jede darauf beruhende Politikberatung notwendigerweise Erfahrungswissen und Werturteile streng voneinander trennen muss. Demzufolge plädiert er für eine strikte Unterscheidung der Erkenntnis des „Seienden" und des „Seinsollenden" und warnt die Professoren ausdrücklich davor, den Katheder zu missbrauchen, um eine „wissenschaftliche Erörterung der Tatsachen" mit „wertenden Räsonnements" zu vermischen, was er für eine verbreitete, aber auch eine der „schädlichsten Eigenarten von Arbeiten unseres Faches" hält.

Dieses Gebot der Objektivität bedeutet für Weber jedoch gerade nicht, dass wissenschaftliche Untersuchungen und darauf basierende Handlungsempfehlungen wertfrei und weltanschaulich neutral wären. Objektivität ist für Weber also von Wertbezogenheit zu unterscheiden. Weltanschauliche Neutralität kann es daher für den neukantianisch geprägten Weber schon aus grundsätzlichen erkenntnistheoretischen Überlegungen nicht geben.

Da die soziale Welt mannigfaltig ist, steht der Wissenschaftler vor der Notwendigkeit, sich dafür zu entscheiden, worauf er sein Erkenntnisinteresse spezifisch richtet. Denn in die Komplexität, ja in das „Chaos" der sozialen Welt, „bringt nur der Umstand

Illustration: Elke Teuber-S

Ordnung, dass in jedem Fall nur ein Teil der individuellen Wirklichkeit für uns Interesse und Bedeutung hat, weil nur er in Beziehung steht zu den Kulturwertideen, mit welchen wir an die Wirklichkeit herantreten.“ Durch diese Auswahl des Erkenntnisziels, die vom persönlichen Interesse und gesellschaftlich vorherrschender Wertideen geleitet ist, fällt die Forscherin implizit bereits ein Werturteil, da eine bestimmte Priorität und damit ein Rahmen der Forschung gesetzt wird, der andere Perspektiven vernachlässigt oder möglicherweise sogar dezidiert ausgrenzt.

In der Tat macht es einen erheblichen Unterschied, ob das Erkenntnisziel des Forschers von der Wertidee der „Nützlichkeit“ (für wen?), einer „bestimmten Idee von Fortschritt“ oder dem „Schutz der Menschenwürde“ geleitet ist. So lässt sich zum Beispiel beobachten, dass wissenschaftliche Studien, die die möglichen Effekte von Freihandelsabkommen wie TTIP analysieren, zu abweichenden Bewertungen gelangen, je nachdem ob sie ihr Erkenntnisinteresse auf Wachstumseffekte, Verteilungswirkungen oder die Folgen für die ärmsten Menschen und Länder richten. Ganz ähnlich kommt man bei medienethischen Analysen zur Digitalisierung oder einer medizinethischen Betrachtung neuer Gentechniken zu unterschiedlichen Ergebnissen, wenn die Erweiterung von Optionen und damit Nutzenerwägung oder Persönlichkeitsrechte Leitperspektiven für den Erkenntnisgewinn sind.

**Die Wertidee und die wissenschaftliche Forschung**

Diese Beispiele verweisen darauf, dass Wertbezüge immer Teil der wissenschaftlichen Debatte und jeder daraus abgeleiteten Handlungsempfehlung sind. Dabei ist, Weber folgend, immer ein möglichst hohes Maß an Objektivität, also die Trennung der „wissenschaftlichen Erörterung der Tatsachen“ von „wertenden Räsonnements“ anzustreben, aber die Rede von der Werturteilsfreiheit beziehungsweise einer weltanschaulichen Neutralität ist von daher nicht haltbar, und erweist sich bei näherer Betrachtung oft als Ideologie.

Jede Philosophie, die als Wissenschaft auf der Basis verallgemeinerbarer Gründe argumentiert, folgt gemäß den Überlegungen von Weber immer einer bestimmten Wertidee, und zwar einer, die sich auf humanistische Ideale der Aufklärung beruft, nicht weniger als eine ignatianisch geprägte. Die Wertidee drückt sich im leitenden Erkenntnisinteresse aus und ist, wie Weber schon bemerkte, immer auch von vorherrschenden gesellschaftlichen Vorstellungen beeinflusst.

Wenn es ein besonderes Anliegen einer ignatianisch geprägten Philosophie ist, sich gerade in Zeiten fortschreitender Säkularisierung um eine angemesse Rede über das Religiöse und Gott zu bemühen, ist dies weder „vormodern“ noch „tendenziös“, sondern eine Frage des Erkenntnisinteresses und der leitenden Wertidee. Markant und durchaus provokativ auf den Punkt

*„Es macht erheblichen Unterschied, ob das Erkenntnisziel des Forschers von der Wertidee der ‚Nützlichkeit' (für wen?), einer ‚bestimmten Idee von Fortschritt' oder dem ‚Schutz der Menschenwürde' geleitet ist.“*

gebracht hat dies Holm Tetens, emeritierter Philosophie-Professor an der FU Berlin, als Fazit seines im vergangenen Jahr erschienenen Reclam-Bandes *Gott denken. Ein Versuch über rationale Theologie*: „Um die Philosophie wird es erst dann wieder besser gestellt sein als gegenwärtig, wenn Philosophen mindestens so gründlich, so hartnäckig und so scharfsinnig über den Satz ‚Wir Menschen sind Geschöpfe des gerechten und gnädigen Gottes, der vorbehaltlos unser Heil will' und seine Konsequenzen nachdenken, wie Philosophen zur Zeit pausenlos über den Satz ‚Wir Menschen sind nichts anderes als ein Stück hochkompliziert organisierter Materie in einer rein materiellen Welt' und seine Konsequenzen nachzudenken bereit sind.“

Die Bedeutung der Wertidee für jede wissenschaftliche Forschung spricht auch Papst Franziskus in seiner Enzyklika *Laudato si* an, indem er bei den Ausführungen zu den Handlungsoptionen im fünften Kapitel den Dialog der Religionen mit den Wissenschaften in der Sache damit begründet. Religionen spielen für Franziskus im Streben nach Erkenntnis deshalb eine wichtige Rolle, weil sie Perspektiven einbringen, welche die empirischen Wissenschaften aufgrund ihrer methodologischen Grenzen nicht im Blick haben. „Man kann nicht behaupten, dass die empirischen Wissenschaften das Leben, die Verflechtung aller Geschöpfe und das Ganze der Wirklichkeit völlig erklären. Das hieße, ihre engen methodologischen Grenzen ungebührlich zu überschreiten. Wenn man in diesem geschlossenen Rahmen denkt, verschwinden das ästhetische Empfinden, die Poesie und sogar die Fähigkeit der Vernunft, den Sinn und den Zweck der Dinge zu erkennen“ (LS 199).

**Konsequenzen für die Hochschulbildung**

Für die universitäre Bildung erwächst daraus der Auftrag, das dafür notwendige Rüstzeug zu vermitteln. Der Jesuitenorden kann dabei auf eine lange Tradition verweisen, nach der Bildung immer umfassender ist als das leider auch im universitären Bereich inzwischen verbreitete Verständnis von Ausbildung. Drei Aspekte sind hierfür vor allem von Bedeutung:

Vermittlung von philosophischem Wissen in interdisziplinärer Verbindung: Die Zeit, in der wir leben, wird nicht nur von den globalen Interdependenzen, sondern auch in dramatisch wachsendem Maße von wissenschaftlichen Erkenntnissen bestimmt. Denn die Wissenschaften verändern gegenwärtig den Menschen, die Natur und die Gesellschaft in einer Weise, wie es noch vor Kurzem undenkbar schien. So erheben zum Beispiel Hirnforscher den Anspruch, das

*„Man kann nicht behaupten, dass die empirischen Wissenschaften das Leben, die Verflechtung aller Geschöpfe und das Ganze der Wirklichkeit völlig erklären.“*

spezifisch Menschliche vollständig als komplexes Zusammenspiel materieller Teilchen beschreiben zu können. Die Entwicklung neuer Gentechniken ermöglicht Veränderungen im Genom des Menschen, die noch vor wenigen Jahren nicht vorstellbar waren. Computer und Internet durchdringen praktisch jeden Teil unseres täglichen Lebens und gehören zu den am schnellsten wachsenden und immer intelligenter werdenden Techniken, die unser Leben schon jetzt nachhaltig verändern.

Die Reihe der Beispiele lässt sich leicht verlängern. Wie wir uns als Menschen verstehen, wie wir Natur und Gesellschaft gestalten, was wir noch als unverfügbar betrachten, wird von den empirischen Wissenschaften bestimmt. Daher gilt: Wer die Welt begreifen will, muss die Wissenschaften verstehen. Dieses Wissen muss die Philosophie berücksichtigen und im Dialog mit den Human-, Sozial- und Naturwissenschaften bleiben, gleichzeitig aber auch die Bedeutung der empirischen Erkenntnisse und die ihr zugrunde liegende Methodologie reflektieren, da damit nur Teile der Wirklichkeit erfasst werden. Der Unterschied, den die Philosophie ausmacht, besteht darin, dass es ihr nicht um partikulare Details oder Interessen, sondern immer um das Ganze geht – um die existenziellen Kernfragen unseres Daseins, die in der gebotenen Breite und mit Mitteln der Vernunft zu erörtern sind – nicht nur um sich der Wahrheit anzunähern, sondern auch mit dem Ziel, die Wirklichkeit aktiv zu gestalten.

Fähigkeit zur kritischen, das heißt „unterscheidenden“ Reflexion: Philosophische Hochschulbildung ist niemals nur auf die Wissensvermittlung beschränkt, sondern immer auch auf die Befähigung zur kritischen, das heißt „unterscheidenden“, Reflexion ausgerichtet. In der derzeitigen unübersichtlichen Gemengelage kommt es darauf an, die Zusammenhänge nicht nur möglichst umfassend zu begreifen, sondern auch einen eigenen Standpunkt zu beziehen, diesen mit Gründen zu rechtfertigen und zu verteidigen. Die „differenzierende“ Reflexion macht den Unterschied aus, um Manipulation von Lauterkeit, Lüge von Wahrheit oder partikulare Interessen von Gemeinwohl zu unterscheiden.

Persönlichkeitsentwicklung: Philosophieren ist eine Tätigkeit, ein Prozess, in dem es darum geht, nach überzeugenden Gründen zu suchen und einen eigenen Standpunkt zu finden. Dazu muss man bereit sein, seine Ansichten in Frage stellen zu lassen, und insofern ist mit der Tätigkeit des Philosophierens notwendigerweise auch ein Prozess der Entwicklung der eigenen Persönlichkeit, der eigenen Identität verbunden. Dafür braucht es „Herzensbildung“, denn bei der Entwicklung des eigenen Standpunkts geht es nicht darum, zuerst andere, sondern auch und gerade sich selbst in Frage zu stellen. Persönlichkeiten entwickeln sich dadurch, indem sie sich ihres eigenen Selbst bewusst werden, ihre eigenen Anlagen und Fähigkeiten entfalten und nicht, indem sie sich von anderen abgrenzen oder diese gar ausgrenzen.

Zum Weiterlesen

Weber, Max: Schriften zur Wissenschaftslehre, herausgegeben und eingeleitet von Michael Sukale, Stuttgart 1991.

Tetens, Holm: Gott denken. Ein Versuch über rationale Theologie, Stuttgart 2015.

# Die Zukunftswerkstatt SJ

Stimmen aus Sankt Georgen

**CLEMENS BLATTERT SJ**
Leiter der Berufungspastoral im Jesuitenorden

Mit den drei Wendungen „Berufung klären, Glauben vertiefen, Entscheidungen treffen“ lässt sich kurz zusammenfassen, was der Zweck der Zukunftswerkstatt SJ ist. Wir Jesuiten wollen mit der Zukunftswerkstatt SJ junge Menschen zwischen 18 und 35 Jahren auf ihrer Suche nach der eigenen Berufung unterstützen.

Berufung könnte man umschreiben mit: Herausforderung zur Einmaligkeit. Berufung leben ist eng mit dem Gelingen des eigenen Lebens verbunden. Je mehr ich dem Kern meiner Person entspreche, desto zufriedener bin ich, weil ich mein Tun und mein ganzes Leben als sinnvoll ansehe.

So lockt und motiviert der Prozess des Suchens und Findens meiner Berufung. Aber zugleich ist dieser Prozess auch kompliziert und mühsam. Viele äußere und innere Stimmen schlagen uns unterschiedliche Verwirklichungen vor und locken uns zu einem erfüllten Leben. Daher ist der Prozess, die Einmaligkeit auszuformen, dem eigenen Leben eine Richtung zu geben und Erfüllung in meinem Tun zu finden, ein langwieriger Prozess der Unterscheidung, des Ausprobierens, Korrigierens und der Treue zu sich selbst. Dabei kann man leicht den Mut, die Vision und die Offenheit für den eigenen Wachstumsprozess verlieren. Deshalb suchen sich Sportler oder Musiker Trainer und Lehrer, um ihre Ziele zu erreichen. Die Angebote der Zukunftswerkstatt wollen geistliche Unterstützung aus der Tradition der jesuitischen Spiritualität im Prozess der Berufungsklärung sein. So bieten wir Jesuiten vor allem drei Dinge an:

**Freiraum, Handwerkzeug und Weggefährten**

Warum ist Freiraum so wichtig? Im Alltag beschäftigt uns alles Mögliche. Manchmal verlieren wir uns, oder es ist so viel los, dass sich die Dinge verheddern. Für bestimmte, wichtige innere Auseinandersetzungen fehlt die Ruhe und der Raum. So kann es sein, dass wir zwar einen ganzen Nachmittag freihaben und dennoch nicht mit den Fragen, die uns bewegen, in Kontakt kommen. Das heißt, wir leben mehr im „Außen“ und haben nicht den Zugang zu dem, was uns wirklich am Herzen liegt. Doch der Schatz liegt in uns vergraben. Die Zukunftswerkstatt bietet einen gestalteten Freiraum an, in dem alles auf den Tisch und ein klärender Prozess in Gang kommen kann. Innere Fragen können uns bewusst, Erlebnisse verarbeitet und Wünsche zugelassen werden. Mehr und mehr werde ich mir klar, wer ich bin und was ich will. Das setzt Kraft frei, macht entschiedener und lässt Freude aufkommen. Ich finde wieder ein besseres Gefühl und Bewusstsein für mich und das schafft Lust auf Neues.

Freiraum entsteht zum einen durch konkrete Räume (zum Beispiel in Frankfurt Sankt Georgen) oder durch Kurse. Ich ziehe mich aus meinem gewohnten Umfeld zurück, geistlich gesprochen: „Ich steige auf einen Berg.“ Freiraum ist aber mehr, es braucht eine Struktur, die einerseits Halt gibt und dennoch freilässt. Im Freiraum Frankfurt und in den Kursen sorgen hierfür die Gebets- und Essenszeiten. Ein drittes Element von Freiraum sind Menschen. Ein Mensch, der zuhört, eröffnet Raum, in dem ich mich aussprechen kann. Klaus Hemmerle hat das Wort geprägt: „Schenkst Du mir Dein Ohr, dann find ich schon mein Wort.“ Was dann die Erfahrung von Freiraum bedeutet, beschreibt die Bibel sehr schön: „Du führst mich hinaus ins Weite.“ (Ps 18,20) „Du schaffst meinen Schritten weiten Raum.“ (Ps 18,37).

Das Fundament für das „Freiraumverständnis“ als Mittel zum Finden der eigenen Berufung ist für uns Jesuiten die Überzeugung, dass der eigentliche Freiraum die Nähe zu Gott ist. Wer mehr und mehr die wohlwollende Gegenwart Gottes sucht, wird das Geheimnis erkennen, das er selbst ist.

Es klang schon die Unterscheidung der vielen Stimmen, die uns bestimmen, an. Berufung klären und Entscheidungen treffen will in Selbstbestimmung und Selbstverantwortung führen. Das ist ein weiterer Grundzug unseres christlichen Glaubens: Weil ich von Gott geschaffen bin, bin ich herausgerufen, mein Geschöpfsein zu verwirklichen.

Ignatius hat verschiedene hilfreiche Werkzeuge entdeckt, die wir Jesuiten gerne an suchende Menschen



# Herzlich Willkommen

Bewährte Instrumente, um selbstbestimmt das Leben anzupacken: Die Zukunftswerkstatt hilft, in Freiheit und Eigenständigkeit, mit Unterstützung und Begleitung herauszufinden, welchen Weg ich gehen will.

Fotos: Christan Trenk

# Die Zimmer

Freiraum und offener Blick: Diese Zimmer bieten äußere Schlichtheit für die innere Ordnung der Gedanken und Gefühle. Sie stehen der Zukunftswerkstatt für kurze oder auch längere Aufenthalte zur Verfügung.

# Der Leiter

Ein Müllersohn in der Bankerstadt: Clemens Blattert ist in der Blattertmühle im Südschwarzwald aufgewachsen. Unter anderem hat er am Canisius-Kolleg in Berlin gearbeitet und war sechs Jahre lang Studentenpfarrer in Leipzig.

weitergeben: Da ist die berühmte Unterscheidung der Geister, verschiedene Gebetsformen der Bibel- und Lebensbetrachtung, und da ist ein sehr wirkkräftiges Instrument, nämlich das Schweigen. All diese Werkzeuge wollen helfen, tiefer in die Gegenwart Gottes zu finden und zeigen, wie man Gottes Spuren im Alltag erkennen kann. So wird in der Zukunftswerkstatt der Glauben vertieft und gleichzeitig wächst die innere Klarheit. Aus ihr wiederum kommt die Kraft zu den notwendigen Entscheidungen.

Hilfreich in diesem Klärungsprozess ist es zwar, dass man viel Zeit für sich selbst hat, aber auch der Austausch mit anderen Menschen in derselben Situation kann stärkend, motivierend und hilfreich sein. Deshalb lernt man entweder im Freiraum Frankfurt oder in den Kursen „Weggefährten“ kennen.

Auch wir Jesuiten sind auf dem Weg, als Gefährten, als Suchende. Weil wir durch den geistlichen Pilgerweg in der Tradition des Ignatius Gutes erfahren durften, wollen wir mit Hilfe der Zukunftswerkstatt jungen Menschen daran Anteil geben. Wir selbst sind durch einen langen Prozess des Unterscheidens gegangen und haben gelernt, dass Fragen, Zweifel, Krisen, Unruhe, Blockaden, Scheitern, Unsicherheiten und innere Spannungen nicht Probleme und Schwächen sind, die überwunden werden müssen. Wir erkennen vielmehr in ihnen aufregende Bruchstellen, die den Entfaltungsprozess meiner Einmaligkeit in Gang setzen können. Aus diesem Riss kann Schaffenskraft, Lust an mir und der Welt hervorquellen. Wir sind überzeugt, dass ein erfülltes und sinnvolles, ja glückliches Leben dort möglich ist, wo Menschen ihre Berufung gefunden haben und sie leben.

**Konkret**

Die Zukunftswerkstatt hat ihre „Basis“ in Frankfurt Sankt Georgen, mit dem Büro für den Leiter der Zukunftswerkstatt, einer Gemeinschaftsküche und fünf Einzelzimmern für eine kurze geistliche Auszeit oder einen längeren Aufenthalt von einem bis zu zehn Monaten. Darüber hinaus gibt es Angebote von Schweige- oder Wanderexerzitien an verschiedenen Orten.

**Für wen ist die Zukunftswerkstatt?**

Für Menschen, die in Neues einsteigen (nach der Schule, nach dem Studium, nach einer Beziehung,…); für Menschen, die sich Fragen stellen (in einer Krise, in einer Entscheidung, in einer Beziehung, in Antriebslosigkeit, im Glauben…); für Menschen, die unruhig sind und mehr suchen (als den status quo, als sich selbst, als ihre Couch, als die Erwartungen anderer,…); für Menschen, die sich auf das Wagnis ihrer Berufung, ihrer Herausforderung als Original eingelassen haben und Unterstützung wollen; für Menschen, die vor Gott, der Kirche oder einem christlichen Angebot nicht gleich erschrecken… Für Frauen und Männer zwischen 18 und 35 Jahren.

**Gebet**

O Herr,
ich lege mich ganz in deine Hände.
Mache mit mir, was du willst!
Du hast mich geschaffen für dich.
Was willst du, dass ich tun soll?
Gehe deinen eigenen Weg mit mir!
Sei es wie immer, Freude oder Pein: Ich will es tun.
Ich opfere dir diese Wünsche,
diese Vergnügungen, diese Schwächen,
diese Pläne, diese Neigungen, die mich fernhalten
von dir und mich zurückwerfen auf mich selbst.
Ich will das sein, wozu du mich haben willst
und all das, wozu du mich machen willst.
Ich sage nicht: „Ich will dir folgen, wohin du gehst“,
denn ich bin schwach. Aber ich gebe mich dir,
dass du mich wohin immer führst.
Ich will dir folgen
und bitte nur um Kraft für meinen Tag.

*John Henry Newman*

# Wo sind die katholischen Intellektuellen?

Titelstory

**ULRICH RUH**
Honorarprofessor an der Theologischen Fakultät Freiburg,
von 1991-2014 Chefredakteur der „Herder Korrespondenz“

In der dritten Auflage des repräsentativen katholischen *Lexikons für Theologie und Kirche*, die zwischen 1993 und 2001 erschien, enthält der einschlägige fünfte Band weder das Stichwort „Intellektualität“ noch das Stichwort „Intellektuelle(r)“. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt! Aber gleichzeitig kommt einem dieser Befund doch auch symptomatisch vor: Offensichtlich ist es nicht selbstverständlich und drängt sich nicht gerade auf, das Katholische mit Intellektualität beziehungsweise Intellektuellen zusammenzudenken. Wo sind denn heutzutage nicht zuletzt bei uns in Deutschland die katholischen Intellektuellen, und gibt es überhaupt so etwas wie eine spezifische katholische Intellektualität? Was macht sie eigentlich aus? Fragen über Fragen.

Der Begriff des Intellektuellen geht offensichtlich auf die Dreyfus-Affäre im Frankreich des ausgehenden 19. Jahrhunderts zurück, die das Land in Unterstützer und Kritiker der Verurteilung des jüdischen Offiziers wegen seiner angeblichen Spionagetätigkeit spaltete. Auch in Deutschland wurde der Begriff damals gebräuchlich (Näheres lässt sich bei Dietz Bering nachlesen: *Die Epoche der Intellektuellen 1898-2001*, Berlin 2010, 24-84). Für die deutschen Katholiken stand jene Zeit unter einem doppelten Vorzeichen: Zum einen waren sie im wilhelminischen Kaiserreich insgesamt eine konfessionelle Minderheit, die um ihre Selbstbehauptung bemüht war, kulturell gegenüber der protestantisch imprägnierten Mehrheitskultur randständig, in den Bildungseliten unterrepräsentiert, eher in ländlichen Regionen als in städtischen Ballungszentren beheimatet. Gleichzeitig waren sie in einen römischen Katholizismus eingebunden, der in hohem Maß autoritätsfixiert war, sich als geschlossenes geistig-kulturelles Bollwerk gegen die politische und weltanschaulich-philosophische Moderne verstand und dementsprechend alle „modernistischen“ Strömungen im Inneren der Kirche heftig bekämpfte.

Beides, der Zustand der Katholischen Kirche als ultramontaner Großorganisation wie die Stellung der Katholiken seit Gründung des Deutschen Reichs, war nicht gerade günstig für die Entfaltung kreativer katholischer Intellektualität – um es vorsichtig zu formulieren. In der Philosophie und Theologie, wie sie innerhalb der Kirche betrieben wurden, herrschte die Neuscholastik und gab ein enges denkerisches Korsett vor; Entscheidungen der päpstlichen Bibelkommission blockierten eine historisch-kritische Erforschung der biblischen Schriften. Eine unvoreingenommene Auseinandersetzung katholischer Wissenschaftler mit anders orientierten Ansätzen war offiziell nicht vorgesehen, es dominierte eine apologetische Haltung gegenüber dem weltanschaulichen oder konfessionellen Gegner. Im damaligen Deutschland wiederum wurden katholische Gelehrte oder Kulturschaffende außerhalb der eigenen kirchlichen Zirkel kaum beachtet oder nicht als wirklich satisfaktionsfähig betrachtet. Im universitären Lehrkörper gab es weit weniger Katholiken, als es ihrem Bevölkerungsanteil entsprochen hätte. Nicht umsonst entstand 1876 die „Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft“ als eine Art katholische Selbsthilfeorganisation angesichts der durch den Kulturkampf geprägten und dementsprechend prekären Situation. Zwar kam es dann während der Weimarer Republik auch in Deutschland zu so etwas wie einem Renouveau catholique, konnten sich katholische intellektuelle Stimmen in der allgemeinen Kultur doch stärker bemerkbar machen. Aber die kirchlichen Koordinaten änderten sich nicht grundlegend, so dass es die diversen Reformbewegungen (beispielsweise Bibelbewegung und Liturgische Bewegung) im offiziellen kirchlich-theologischen Gefüge schwer hatten.

Erst das von Johannes XXIII. zur allgemeinen Überraschung einberufene Zweite Vatikanische Konzil markierte in dieser Hinsicht eine entscheidende

„Bunte Hunde“, die ihre Intellektualität auf den diversen Feldern von Kunst und Kultur unter Beweis stellen.
Illustration: Elke Teuber-S

Zäsur. Die Katholische Kirche räumte dabei aus eigenem Antrieb Barrikaden ab, die ihr Verhältnis zur eigenen Tradition, den anderen christlichen Kirchen, den nichtchristlichen Religionen und vor allem zur „Welt von heute“ über Jahrzehnte bestimmt hatten. Das geschah in einer produktiven Allianz von Bischöfen und Theologen, die man nur als Glücksfall bezeichnen kann. Die Katholische Kirche gewann durch das Konzil in der Öffentlichkeit neues Ansehen als zu Innovationen fähige Institution; es entstand in der Kirche ein offenes Klima, das kontroverse Debatten über Grundfragen des christlichen Glaubens, über das katholische Selbstverständnis wie über Probleme der kirchlichen Disziplin begünstigte. Eigentlich war das eine für die Entfaltung katholischer Intellektualität ausgesprochen günstige Konstellation, nicht zuletzt in Deutschland, wo man das Konzil in mancher Hinsicht vorgedacht hatte!

Dazu kam, dass seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts das oft beklagte katholische Bildungsdefizit hierzulande zusehends verschwand. Auch das bisher besonders benachteiligte sprichwörtliche „katholische Mädchen vom Land“ bekam Zugang zur höheren Schulbildung und zum Hochschulstudium. Allerdings war das nicht die einzige gesellschaftliche Veränderung, die sich seit dieser Zeit in Deutschland

*„Gescheitheit, geistige Flexibilität und kritische Urteilskraft sind heutzutage wichtiger denn je“*

wie in anderen Teilen des westlichen Europa abgespielt hat: Es kam auch in religiöser Hinsicht zu erheblichen Verschiebungen. Vielerorts erodierten die klassischen katholischen Milieus, die Beteiligung am kirchlichen Leben ging ebenso zurück wie die Vertrautheit mit der christlichen Tradition, der kirchliche Einfluss auf das gesellschaftliche Zusammenleben wurde schwächer, das religiös-spirituelle Feld wurde insgesamt bunter und pluraler; der Islam hat sich als neuer religiöser Mitspieler jedenfalls zahlenmäßig inzwischen etabliert. In Deutschland mit seinem seit der Reformation ausgeprägten konfessionellen Dualismus hat der katholisch-evangelische Gegensatz unverkennbar an Schärfe verloren, machen die Auszehrungserscheinungen den beiden großen Kirchen gleichermaßen zu schaffen, auch wenn sie institutionell relativ stabil geblieben sind. Sie reagieren auf die Herausforderungen durch den gesellschaftlich-religiösen Wandel im Regelfall mit einer Mischung aus eher wenig reflektiertem Durchwursteln und strukturellen Anpassungsversuchen, hinter denen sich eine gehörige Portion Hilflosigkeit und Unsicherheit verbirgt.

Schon diese skizzenhafte Beschreibung macht deutlich, wo in der Frage nach der katholischen Intellektualität heute der Hase im Pfeffer liegt. Zum einen ist mit dem Rückgang der Bindung an christliche Tradition und kirchliche Gemeinschaft auch das Reservoir geschrumpft, welches katholische Intellektuelle hervorbringen und in dem sich katholische Intellektualität entfalten kann. Profilierte und renommierte katholische Intellektuelle wie etwa der Politologe Hans Maier (ehemals bayerischer Kultusminister) und der Germanist Wolfgang Frühwald (ehemals Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft) gehören einer Generation an, in der katholisches Leben und entsprechende Sozialisation noch selbstverständlich waren. Dass sie keine Nachfolger von vergleichbarem Kaliber gefunden haben, hat nicht zuletzt damit zu tun, dass die Verbindung von katholischer Verwurzelung und öffentlich anerkannter intellektueller Kompetenz inzwischen zwar nicht völlig ausgestorben, aber doch sehr viel seltener geworden ist. Ob ein qualifizierter Wissenschaftler oder Publizist katholisch oder evangelisch ist, ob er überhaupt einer christlichen Kirche angehört, interessiert im Normalfall kaum jemanden.

Zum anderen hat Intellektualität in der Katholischen Kirche in Deutschland derzeit keinen besonders hohen Stellenwert, weder im internen kirchlichen Betrieb noch in der öffentlichen Präsenz, sozusagen im Außenverhältnis. Dabei bestätigen in beiden Fällen die zweifellos vorhandenen Ausnahmen die Regel! In den Gemeinden und Räten wie auch in den Verbänden hat man vor allem damit zu tun, den jeweiligen Laden einigermaßen zusammen zu halten. Bildung und intellektuelle Wachheit erscheinen in dieser Perspektive leicht als Tugenden zweiten oder dritten Ranges. Nicht selten dominiert vielmehr eine pastorale Rhetorik ohne ausgeprägtes Problembewusstsein und Hintergrundwissen. Das neue Gesangbuch „Gotteslob“ enthält neben im guten Sinn sperrigen und damit nachdenklich machenden Liedtexten auch genügend unbedarfte Reimereien. Und was das kirchliche Außenverhältnis anbelangt: Der Katholischen Kirche in Deutschland schaut die Intellektualität nicht gerade aus den Knopflöchern, trotz verdienstvoller Katholischer Akademien und Erwachsenenbildungseinrichtungen und gut ausgestatteter Theologischer Fakultäten. Kirchenvertreter, die in der gesellschaftlich-kulturellen Öffentlichkeit als intellektuelle Gesprächspartner und Anreger anerkannt werden, sind in unseren Breiten derzeit eher dünn gesät.

Nun ist das Christentum sicher keine Intellektuellenreligion, schon gar nicht in seiner katholischen Ausprägung. Das Ideal für kirchliche Gemeinschaft ist nicht der Philosophenzirkel oder der Debattierklub; in der matthäischen Weltgerichtsrede (vgl. Mt 25,31ff.) wird vom endzeitlichen Richter nicht nach intellektuellen Spitzenleistungen gefragt, sondern nach schlichten Taten der Nächstenliebe. Intellektuell besser ausgestattete Christenmenschen sollten deswegen auch nicht der gelegentlich durchaus nahe liegenden Versuchung nachgeben, auf „einfache“ und minder begabte Gläubige herabzuschauen und sich ihnen gegenüber oberlehrerhaft zu gerieren, wobei diese Haltung auch in versteckt-subtilen Varianten auftreten kann. Allerdings lässt sich daraus nicht der Umkehrschluss ziehen, die Kirche, speziell die Katholische, dürfe den Faktor Intellektualität vernachlässigen oder gar generell verdächtigen. Eine solche Mentalität wäre gerade heute, jedenfalls unter europäischen und gerade auch unter deutschen Verhältnissen, in hohem Maß fahrlässig oder sogar gefährlich.

Denn das katholische Christentum bräuchte dringend einen gehörigen Schuss intellektuelle Würze, und das gleich aus mehreren Gründen. Inzwischen haben sich die katholischen Gläubigen in unseren Breiten, seien sie kirchlich stark, weniger stark oder gar nicht engagiert, längst das Recht genommen, als Einzelne und eigenständig ihre Nähe zu Glauben und kirchlicher Gemeinschaft zu bestimmen. Um innerkirchliche Kommunikationsprozesse zu befördern, genügt deshalb der Appell an das katholische Gruppenbewusstsein nicht mehr; vielmehr geht es nicht ohne eine Diskussionskultur, in der auch unkonventionelle Vorschläge und Argumente Gehör finden. Dafür sind Intellektuelle sozusagen von Hause aus zuständig, und hier muss in kirchlichen Zusammenhängen für ihre Beiträge auch Raum sein, ohne dass sie ihre Rolle überschätzen sollten. Aber fromme Bekenntnisse oder die Artikulation von Befindlichkeiten reichen nicht aus, um die Verständigung in der Katholischen Kirche hierzulande voran zu bringen.

Ebenso wichtig und sogar unverzichtbar ist katholische Intellektualität im Blick auf das öffentliche „Standing“ von Glauben und Kirche. Da das Christentum als Tradition wie als gelebte Wirklichkeit in unserer Gesellschaft nicht mehr selbstverständlich ist, muss es gegenüber der Öffentlichkeit sowohl glaubwürdig bezeugt wie kompetent, sensibel und intelligent erklärt werden. Vor allem beim Erklären des Christlichen, sei es im Gespräch mit anderen Religio-

*„Das katholische Christentum bräuchte dringend einen gehörigen Schuss intellektuelle Würze.“*

nen, sei es im Kontakt mit der säkularen Welt, geht es nicht ohne ein Höchstmaß an intellektueller Anstrengung: Hier sind Fachleute der verschiedensten Disziplinen gefragt, weit über die Theologie hinaus, aber auch „bunte Hunde“, die ihre Intellektualität auf den diversen Feldern von Kunst und Kultur unter Beweis stellen. Dabei zeichnen sich katholische Intellektuelle oft durch eine sympathische Verbindung von Bodenhaftung und Brillanz aus – mit diesem Pfund können sie wuchern. Das setzt allerdings voraus, dass ihnen die offizielle Kirche nicht mit Unverständnis oder gar Misstrauen begegnet, sondern ihre spezifische Prägung und Kompetenz anerkennt. Gescheitheit, geistige Flexibilität und kritische Urteilskraft haben noch nie geschadet; sie sind heutzutage wichtiger denn je.

# Pragmatisch, fromm … aber intellektuell?

Aus dem Priesterseminar

**MORITZ HEMSTEG**
Student der Katholischen Theologie

Im Priesterseminar Sankt Georgen ist es üblich, dass der Regens einmal monatlich zu einem Hausforum einlädt, auf welchem er relevante Themen zur Sprache bringt. Eingeladen, beziehungsweise „herzlich eingeladen“ - im Sinne von „unbedingt verpflichtet zu kommen“ – sind alle im Hause wohnenden Priesterkandidaten. Auf einer dieser Zusammenkünfte sprach der vor Kurzem aus dem Amt geschiedene P. Kessler SJ auch die damals offenbar miserablen Studienleistungen einiger Seminaristen an.

**Pietati et scientiae**

Links und rechts wird das Eingangsportal der Hochschule von dem lateinischen Spruch pietati et scientiae flankiert. Herkömmlich übersetzt würde man das wohl mit „der Frömmigkeit und der Wissenschaft“ wiedergeben. Da den meisten Zeitgenossen der Vorteilsdativ nicht unbedingt geläufig ist, kann man auch „für Frömmigkeit und Wissenschaft“ übersetzen. Es scheinen hinter dem Aufenthalt in Sankt Georgen zwei handlungsleitende Maximen zu stehen.

Die Frömmigkeit, derentwegen man sich mit dem Theologiestudium befasst, beschreibt weniger die Ebene der persönlichen Ausdrucksform des Glaubens, das heißt der Privatfrömmigkeit, sondern vielmehr geht es um Pflicht und Fleiß. Im ursprünglich säkularen Sinn bedeutet pieta zunächst einmal bloß „Pflichtbewusstsein“. Bezogen auf Gott ist man dann schnell bei der Frömmigkeit im geläufigen Sinne; das heißt der Pflege einer Form, die die Gottesbeziehung rechtermaßen und geschuldet aufrecht erhält und mittels derer das Geschöpf dem Schöpfer die notwendige Ehre erweist. Im ganzheitlichen Sinne des theologischen Studiums steht zudem die pieta nicht völlig losgelöst neben der scientia, sondern wohl in Verbindung mit jener.

**Das Laternenseminar**

Die deutschen Bischöfe verstehen das Seminar als Ort, der „notwendigen Raum für Stille wie auch die Chance zu Kontakt und Begegnung biet[en]“ soll (vgl. Rahmenordnung für die Priesterbildung, 2003). Sie führen weiter aus, dass „den Priesterkandidaten ein […] klar abgegrenzter Bereich reserviert werden muss, um so ihren spirituellen, disziplinären und pastoralen Bedürfnissen entgegen zu kommen“ (ebd.). In den Unterpunkten 49 – 72, die ausschließlich Zweck und Aufbau des Priesterseminars gewidmet sind, führt die universitäre Bildung ein Schattendasein. Üblicherweise werden Seminarien, die die Ausbildung der Alumnen intern und unverbunden mit einer Hochschule als tridentinisch, also im Sinne des Trienter Konzils (1545 – 1563), bezeichnet. Nun ist das in Sankt Georgen ja gerade nicht der Fall, aber das angeblich tridentinische Ideal der Akademiefeindlichkeit entfaltet weiterhin seine Faszination. Dass man dabei dem Tridentinum eine universitätsfeindliche Tendenz aus Ermangelung der expliziten Erwähnung des Wortes universitas im Seminardekret unterstellt, ist eine Pathologie des 19. Jahrhunderts. Nichtsdestotrotz sind die ganz oben erwähnten Eindrücke des Regens auch unter den externen Studenten in der Zeit des bis 2014 bestehenden, „alten“ Seminars keine Einzelmeinung gewesen.

Allerorts hörte man die Klagen über ein „Laternenseminar“, dessen Insassen sich eher um das korrekte Halten von Leuchtern und Weihrauchfässern während der Heiligen Messe bemühten, aber wenig mit dem kantisch-kristallinen freien Willen oder gar der aristotelischen Veranlagung zur Erkenntnis anzufangen wussten. In ähnlichem Tenor sprach selbst einer der Gründer der „Generation Benedikt“, einer 2005 gegründeten katholischen Jugendorganisation, die sich heute „Pontifex“ nennt, von seinen Sorgen. Er beklagte, dass er in Priesterseminaren lediglich Diskussionen über die Farbwahl des Messgewandes, nicht aber über Glauben oder gar Theologie mitbekomme.

**Der Wandel**

Der Regens mag es beklagen, auch nicht im Seminar wohnende Studenten mögen lamentieren. Aber eigentlich hat der Priesterseminarist das intensive Studium der Theologie und Philosophie doch überhaupt nicht notwendig. Aufgrund des Priestermangels brauchen sich die Männer keine Sorge um ihre Einstellung zu machen. Außerdem kann man aus der intellektuellen Not auch sehr einfach eine Tugend machen: Man bedenke nur, dass die meisten Seminaristen Seelsorger werden (wollen) und dieses Fokus‘ auf die Praxis eingedenk auch gar nicht den Elfenbeinturm der Systematik erklimmen möchten. Wozu Ehrgeiz? Gemäß dem Motto „vier ist bestanden, bestanden ist gut und gut ist fast sehr gut“ reicht ja der Minimalaufwand.

Bei gesamtdeutsch so wenigen Priesterkandidaten ist es womöglich schwierig, hier einen Trend feststellen zu wollen. Vielleicht gelingt das aber mit Blick auf Sankt Georgen. Es kann gut sein, dass der positive Wandel hin zur Akademia auch mit den Spätberufenen zu tun haben könnte. Üblicherweise studieren diese im Studienhaus St. Lambert in Lantershofen für vier Jahre. Einige aber wählen Sankt Georgen, wo es sicher noch hie und da nach Weihrauch duftet – auch trotz moderner Entlüftungsanlagen. Man kann einwenden, dass gerade die Spätberufenen so schnell wie möglich „fertig“ werden wollen, um dann wenigstens die restlichen 25 Berufsjahre als Pfarrer wirken zu dürfen. Allerdings haben diese Männer eben schon einen längeren menschlichen Reifeprozess durchgemacht. Wer als Spätberufener kommt, kennt diese Welt und vor allem ihre Anfragen an die Kirche. Wer dann dennoch in ein Priesterseminar eintritt, um dann einmal amtlich für päpstliche Unfehlbarkeit, Ausschluss von Frauen von gewissen Ämtern und katholische Sexualmoral eintreten zu dürfen, hat sich notwendigerweise mit den Themen auseinandergesetzt und ist dabei mitunter theologisch schon herangereift. Darüber hinaus lädt der offen gestaltete Neubau des Priesterseminars weit mehr als früher dazu ein, externe Studenten als Gäste einzuladen. Offenbar schwappt dabei hie und da auch akademischer Ehrgeiz auf die ehemals lediglich pragmatisch-frommen Alumen über.

Foto: Sigurd Schaper

# Bitte einmal ausfüllen!

Heinz Josef Studen, Küster in Sankt Georgen, stellt sich dem Fragenkatalog von GEORG

?

Fragen über Fragen

Zum Frühstück... Brot, Honig, Frischkäse, Tomaten, Wurst u. Kaffee

Mit 16 Jahren wollte ich... Fernfahrer werden

Ich bin Christ, weil... meine Eltern sehr religiös waren und ich so erzogen wurde.

Zur Zeit lese ich... Peter u. Johannes Fiebig „Das Grals-Geheimnis"

An Frauen (für Männer)/Männern(für Frauen) schätze ich... Erlichkeit, Aufrichtigkeit und das besondere Feeling

Mein Lieblingsphilosoph/-theologe... P. Leppich ein gr. Prediger in meiner Jugendzeit.

Dem Papst würde ich raten, noch viele Erneuerungen schaffen

Geld macht mich... unabhängiger und sorgenfrei.

Drei interessante Wörter: Optimist, Geduld, Gelassenheit

Kürzlich habe ich mich geärgert über... Rücksichtslosigkeit im Strassenverkehr.

Ich vergesse die Zeit, wenn ich... Rad fahre und die Natur genießen.

In der Zukunft träume ich davon... Gesund bleiben und schöne Reisen machen.

Sankt Georgen ist für mich ... ein zweites zu Hause

Studierenden in Sankt Georgen würde ich raten ... fest im Glauben zustehen, und die richtige Berufswahl finden.



# Zurück zum Ausgangstext: Die Bibelübersetzung Luthers und ihre Revision 2017

III

Das besondere Buch

**CHRISTOPH KÄHLER**
Leiter des Projekts „Lutherbibel 2017", ehemaliger Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen

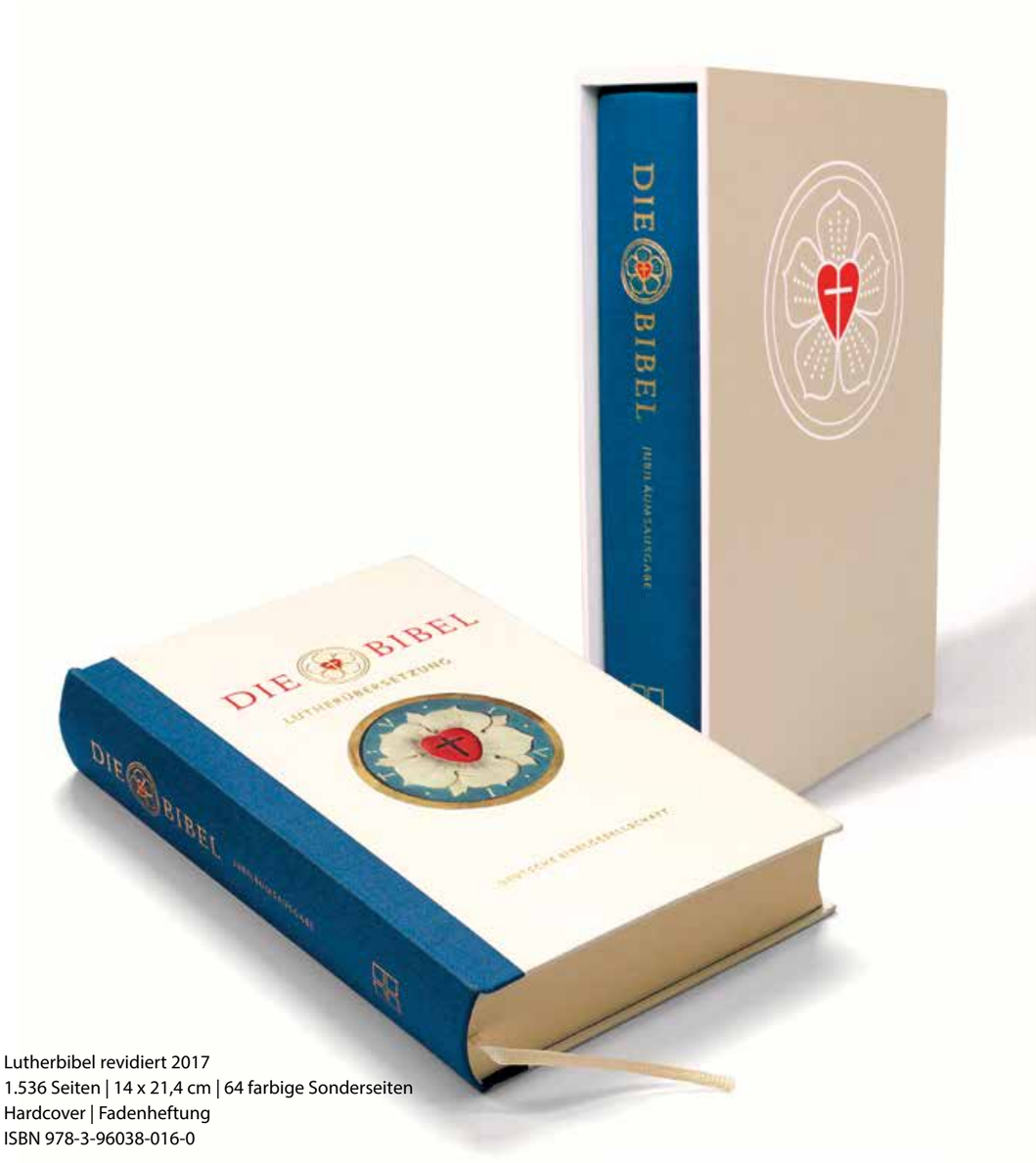
Es gibt Sätze, die kann man nicht verbessern. Als in der Lutherbibel nach 450 Jahren das Licht nicht mehr „unter einen Scheffel" gestellt wurde, sondern „unter einen Eimer" (Mt 5,15), hatte das heftig modernisierte Neue Testament sein Etikett weg: „Eimer-Testament". Die sprichwörtliche Wendung verlor ihre Quelle. Aber der öffentliche Protest erzwang die rasche Wiederherstellung des bekannten Wortlauts, ähnlich wie auch in der Weihnachtsgeschichte. Doch das half der Ausgabe von 1975 nicht mehr zu ausreichender Akzeptanz, sondern begründete alsbald die Rückrevision von 1984.

Es gibt Übersetzungen, die sind so einprägsam, dass jede Veränderung in der Gefahr der Beckmesserei steht. Dennoch unternahmen es in den vergangenen fünf Jahrhunderten Buchdrucker und Theologen immer wieder, Luthers Übersetzung verstehbar zu halten. Das hat seinen guten Grund darin, dass bis zum heutigen Tag die Lutherbibel eine der drei großen deutschen Gebrauchsbibeln darstellt, ja mehr noch: Sie bildet in Zustimmung und je eigener Profilierung jeweils den Maßstab, mit dem viele Fachleute und Liebhaber spätere Übertragungen der Bibel ins Deutsche messen – auch ihre Revisionen.

Eine erste Besonderheit dieses Dolmetschens, wie Luther es selbst nannte, stellt die konsequente Nutzung des hebräischen und griechischen Ausgangstextes dar, was heute eine Selbstverständlichkeit darstellt. Zwar kannte der Reformator dank seines fotografischen Gedächtnisses weite Teile der Vulgata, die bis dahin die Grundlage deutscher Bibeln bildete, auswendig; aber es lässt sich immer wieder nachweisen, dass er sich nicht immer, aber oft an das 1519 gedruckte griechische Neue Testament des Erasmus hielt. So sprach er in Mt 6,1 von den „Almosen", die man nicht vor den Augen der Leute geben solle, obwohl ihm die Vulgata die Lesart „iustitia" bot, die heute als ursprünglich gilt. Hier nun in der Revision 2017 „Gerechtigkeit" einzusetzen, war ein Gebot der Texttreue gegenüber den besten griechischen Handschriften und dem Redaktor des ersten Evangeliums. Eine der durchgehenden Tendenzen der Revision 2017 ist die konsequente Berücksichtigung der wissenschaftlichen Textausgaben der biblischen Schriften.

Neben dieses humanistische Ideal tritt eine ganz andere Eigenart dieser deutschen Bibel. Sie ist nach den Erfahrungen des Wittenberger Predigers als „Hörbibel" angelegt, die gehört, gelernt und mündlich weitergegeben werden kann und – wie wir aus der Gemeindepraxis wissen – noch immer tief im Gedächtnis von treuen Gemeindegliedern verankert ist. In der Weihnachtsgeschichte nach Lukas bilden 27 A/Au-Laute in nur zwei Versen eine Kette von A-Assonanzen, die so beginnt: „Da machte sich auf auch Josef aus Galiläa …". Wer diese Geschichte als Kind auswendig gelernt hat, der wird bei jeder anderen Übertragung von Lukas 2 unweigerlich eine gewisse Distanz spüren. Ein weiteres Charakteristikum ist damit implizit schon beschrieben: Diese Bibel sollte dem volkssprachlichen Gottesdienst der Gemeinde dienen, den Lesungen, der Liturgie und den biblisch fundierten Chorälen. Damit löste sich der evangelische Gottesdienst vom lateinischen Ritus und war – als ekklesiales Moment – auf die verstehende Teilnahme der Gemeindeglieder ausgerichtet. Zunehmend wurde daher erwartet, dass diese selbst schreiben und lesen konnten. Es war kein Zufall, dass der lutherische Herzog Ernst der Fromme (1601-1675) in Gotha als erster die allgemeine Schulpflicht für Mädchen und Jungen einführte. Dass damit der langsame Verfall der Lingua franca Latein in Europa eingeläutet wurde, gehört zu den Sekundärfolgen der Lutherbibel, die ja eine Fülle von weiteren Übersetzungen in die (nord-) europäischen Sprachen und damit den Gebrauch der Muttersprache im Gottesdienst anstiftete.

Nun hat manche Heroisierung des ehemaligen Augustinereremiten und seine Darstellung als Denkmal bis hin zur Playmobilfigur vergessen lassen, dass die Bibelübersetzung vom ersten Moment an kein Alleingang des einsamen Flüchtlings auf der Wartburg war. Schon der Anstoß zu dem elfwöchigen Marathon




Lutherbibel revidiert 2017
1.536 Seiten | 14 x 21,4 cm | 64 farbige Sonderseiten
Hardcover | Fadenheftung
ISBN 978-3-96038-016-0

durch alle neutestamentlichen Schriften kam im Dezember 1521 während eines geheimen Aufenthalts in Wittenberg von Melanchthon. Mit ihm ging Luther vom März 1522 bis zum Sommer jede Zeile seines Entwurfs durch. Das Septembertestament, nach seinem Erscheinungstermin 1522 so genannt, wurde bereits bis Dezember desselben Jahres an hunderten von Stellen von diesen beiden verbessert. Seit 1523 arbeitete eine ganze Gruppe wechselnder Mitarbeiter zunächst an einer Vollbibel, wie sie 1534 zum ersten Mal erschien. Damit war das Projekt aber nicht abgeschlossen, sondern dieses Gremium arbeitete bis zum Tode seines Vorsitzenden an der steten Verbesserung des volkssprachlichen Bibeltextes. Die Veränderungen am deutschen Bibeltext von 1522 bis 1546 spiegeln eine intensive Entwicklung von Orthographie, Flexion und Wortwahl, die in späteren Jahrhunderten so nicht mehr zu registrieren ist. Dass die Revision 2017 durch ein Gremium von insgesamt 70 Mitarbeitern verantwortet wurde, ist nicht ohne Vorbild im Wittenberg des 16. Jahrhunderts.

Typisch für den humanistischen Ansatz wirkt die explizite Rechenschaft Luthers zu den Grundsätzen dieses großen Unternehmens. Sie scheinen sich zu widersprechen und zeigen gerade darin die Sorgfalt des gemeindebezogenen Theologen. Überaus bekannt ist seine Darlegung: „man mus die mutter jhm hause, die Kinder auff der gassen, den gemeinen man auf dem marckt drumb fragen, und denselbigen auff das maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen; so verstehen sie es den und mercken, das man Deutsch mit jn redet.“ (WA 30,2; 637,17-22). Das meint natürlich kein „Nach dem Munde reden“, sondern die Beachtung der Sondersprache in Familie, Freundeskreis und Wirtschaft. Für die korrekte Opferterminologie im Alten Testament ließ sich der Sprachmeister das Schlachten von Schafen ad oculos demonstrieren, so wie die Schatzkämmerer des Kurfürsten ihm die Edelsteinkunde am konkreten Objekt erläuterten. In der Revision 2017 hat es in solchen Sach- und Fachbezügen nur selten eine Korrektur geben müssen. Doch wurde die Aufnahme der gesprochenen und der Fachsprache in dieser Übersetzung durch ein Kriterium begrenzt: „Ich habe ehe wöllen der deutschen sprache abbrechen, denn von dem wort weichen.“ (WA 30,2; 640,24f.). Damit schränkte der Übersetzer die sprachliche Anpassung dann ein, wenn theologische Gründe dagegen sprachen. Beide Prinzipien lassen sich logisch kaum ausgleichen, verweisen aber darauf, dass eine gute Übersetzung letztlich immer eine Kunst bleibt, die intuitiver und kreativer Momente bedarf. Bis heute sind gerade die umstrittenen Entscheidungen abhängig vom Sprachgefühl derer, die entscheiden müssen.

Mit dieser Besonderheit ist ein Kapitel aufgeschlagen, das vor allem in die Kompetenz von Germanisten fällt. Wie schöpferisch Luther – von seinen Kollegen und Beratern unterstützt – mit der deutschen Sprache umgegangen ist, kann hier nicht einmal annähernd geschildert werden. In der Revision von 2010 bis 2015 fiel uns immer wieder auf, dass es zwar einerseits viele Metaphern gibt, die ungewöhnliche und erstmalige Bildungen darstellen, wie „Bluthund“ oder „Lockvogel“. Auch lautmalerische Bildungen wie „plappern“ lassen sich nachweisen. Aber zugleich sind Komposita bei Luther noch selten. Die Stärke seiner Sprache besteht auch darin, dass er das passende Grundwort, also das Simplex, sucht und findet. Nicht selten erweisen sich dagegen Vokabeln, die auf spätere Revisoren zurückzuführen sind, als zeitbedingt oder modisch. Die „Reisetasche“ der Fassung von 1984 wird in Mt 10,10 wieder zur „Tasche für den Weg“; und „entgleisen“ wird in Sir 21,8 auch nichts mehr. Vielleicht lässt sich die vor 40 Jahren nicht immer zutreffend gewürdigte Qualität dieser Sprache am besten mit Birgit Stolts Buchtitel beschreiben: „Martin Luthers Rhetorik des Herzens“.

Angesichts dieser Leistung ist die Frage berechtigt, ob und was denn heute geändert werden durfte, ohne sich an einem von vielen für unveränderbar gehaltenen Text zu versündigen. Die Antwort hält sich ganz in dem beschriebenen Rahmen: Schätzungsweise ein Drittel der vorgenommenen Korrekturen setzt Luthers Text wieder ins Recht. Nach Ansicht der Lexikographen handelt es sich in Deuteronomium 3,11 wirklich um ein „eisernes Bett“ und nicht um einen „steinernen Sarg“; und in Psalm 42 wird die elementare Metapher von der „schreienden Seele“ durch das „Schreien des Hirschs“ verstärkt, auch wenn „lechzen“ eine mögliche Wiedergabe des hebräischen Verbs bildet. So sind auch andere Konjekturen im Alten Testament zurückgenommen worden, weil ein historisch bezeugter Textstand abgebildet werden sollte, in diesem Fall der Masoretische Text. Im Neuen Testament sind die Reste des textus receptus weithin getilgt und prinzipiell die Nestle-Aland-Ausgabe zugrunde gelegt worden. Die heftigsten Änderungen mussten in den Spätschriften des Alten Testaments vorgenommen werden. Sie waren seit 1534 nicht auf einer einheitlichen und wissenschaftlich soliden Textbasis übersetzt worden. Der nunmehr entschlossene Zugriff auf den Septuagintatext der kritischen Ausgaben hatte erhebliche Umformulierungen und passagenweise Neuübersetzungen zur Folge.

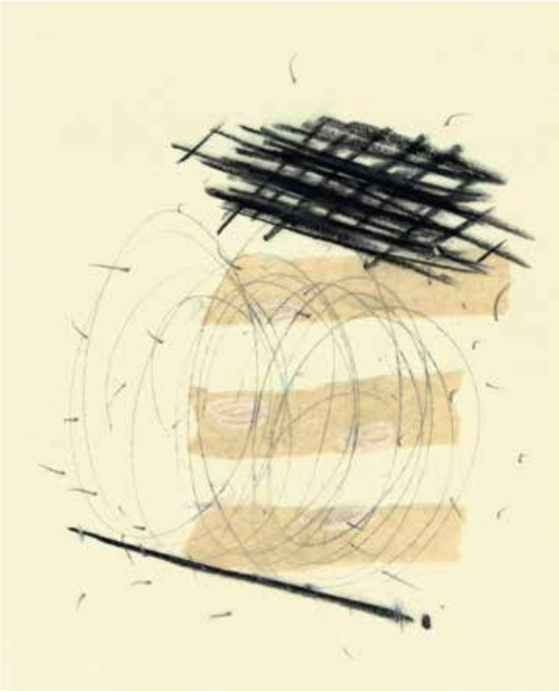
Die 70 Bearbeiter der revidierten Lutherbibel 2017 hoffen, dass sie den biblischen Ausgangstext genauer wiedergeben, den Lutherklang stärker zu Gehör bringen und damit das unverwechselbare vertraute Profil dieses fast 500 Jahre alten Werks für den Gebrauch in den Gemeinden geschärft haben.

Übrigens: Matthäus 5,15 wurde auch in der Revidierten Einheitsübersetzung korrigiert. Das „Gefäß“ wurde dort dem Sprichwort gemäß jetzt zum „Scheffel“. Ein Kapitel zuvor lebt der Mensch in dieser Neufassung der Einheitsübersetzung nun ebenfalls „vom Brot allein“, wie es bereits Luther formuliert hatte. Über diese und andere ökumenischen Gemeinsamkeiten in der Übertragung der Heiligen Schrift können wir uns wohl gemeinsam freuen.

# Pluralität im Jesuitenorden

Worte zur Zeit

**HEINRICH WATZKA SJ**
Oberer der Jesuitenkommunität Sankt Georgen,
Professor für Philosophie



Illustrationen: Elke Teuber-S

Seit dem 14. Oktober 2016 steht ein Venezolaner an der Spitze des Jesuitenordens. Über die Motive der Jesuiten, die ihn gewählt haben, darf und wird nichts an die Öffentlichkeit dringen. Kommentatoren aus dem Orden haben jedoch betont, dass die Frage nach seinem Herkunftsland keine Rolle gespielt habe. Dass der neue Generalobere einer Weltregion entstammt, in der der Orden schon früh Spuren hinterließ, heißt nicht, dass die Zeit der Inder, Asiaten oder Afrikaner noch nicht gekommen sei. Weltweit gesehen ist bereits jeder vierte Jesuit Inder, jeder dritte stammt aus Asien, jeder zehnte aus Afrika, aber immer noch jeder vierte aus Europa (mit stark abnehmender Tendenz). Im Norden und Westen schrumpft der Orden, im Süden und Osten wächst er. Aus den Missionsgebieten der Europäer und Nordamerikaner sind starke, selbstbewusste Ordensprovinzen geworden, die ihrerseits Missionare aussenden, Schulen und Universitäten gründen, im sozialen Apostolat und im interreligiösen Dialog Pionierarbeit leisten und ihren Glauben nicht mehr allein vor dem Hintergrund von Aristoteles, Augustinus, Thomas von Aquin, Bonaventura, Rahner und de Lubac reflektieren. Die Verschiebung, die sich im Weltmaßstab vollzieht, hat ihre Entsprechung im Kleinen. In wenigen Jahren werden fünf selbständige Ordensprovinzen (Deutschland, Österreich, Ungarn, Schweiz und Litauen) zu einer Provinz vereinigt werden. Diese Entwicklung beunruhigt uns Jesuiten kein bisschen.

Der Orden war von der ersten Stunde an international aufgestellt. Ignatius wollte nicht, dass seine Jesuiten im Haus und bei Tisch über Politik sprachen, weil er befürchtete, dass sie sich in die Haare geraten würden. Er hat der Frage, was dazu hilft, die Jesuiten in der „Einheit der Herzen“ zu bewahren, ganz gleich, ob sie in der ganzen Welt „unter Gläubige und Ungläubige verstreut sind“ oder gemeinsam in einem Haus wohnen, ein ganzes Kapitel seiner Satzungen gewidmet. Er kommt dabei auf den Gehorsam und auf häufiges Briefeschreiben, aber auch auf die „Gleichförmigkeit“ zu sprechen, die im „Inneren“ durch einheitliche „Lehre, Urteil und Willen“ und im Äußeren durch „Kleidung, Zeremonien der Messe und allem übrigen“ zu erzielen sei. Die Relativierung folgt auf dem Fuß. Die innere und äußere Gleichförmigkeit hat ihre Grenze an den „verschiedenen Eigenschaften der Personen und Orte“ (Satzungen 671). Ignatius verordnete seinen Jesuiten nicht das Tragen eines Ordensgewandes, kein gemeinsames Fasten, kein gemeinsames Chorgebet. Was die Kleidung betrifft, legte er Wert darauf, dass sie „geziemend“ sei, sich „dem Land anpasse, wo man lebe“, und dass sie nicht der „Berufung zur Armut widerspreche“ (Satzungen 577). Ignatius legt den jungen Orden auf keine Lehrmeinung und keine Schultradition fest. Die jungen Jesuiten sollten studieren, was dem Ziel des Ordens dient, der gegründet wurde, um „mit der göttlichen Gnade den eigenen Seelen und denen seiner Nächsten zu helfen“ (Satzungen 351). Dass der Orden seine Mitglieder etwa 400 Jahre lang auf die Philosophie und Theologie des Thomas von Aquin eingeschworen hat, weil die Scholastik als die „solidere und sicherere“ Doktrin galt (Satzungen 464), steht auf einem anderen Blatt. Die Hochschätzung des heiligen Thomas wird heute durch das Bemühen geweitet, eine Theologie zu lehren, die geeignet ist, den Glauben „je nach den verschiedenen Sprech- und Denkweisen, auch entsprechend den verschiedenen Kulturen der ganzen Welt“ in den Herzen der Menschen zu erwecken (Ergänzende Normen 99).

Jesuiten sind Individualisten, die durch das Band des Gehorsams gegenüber ihren Oberen und ihre Sendung zusammengehalten werden, so das Klischee. Die Pluralität unseres Ordens ist eine unmittelbare Folge des Respekts vor der Freiheit des Individuums, die ihren tiefsten religiösen Grund in der Grundkonstellation der Exerzitien hat, wonach der Begleiter den Exerzitanden nicht in die eine oder andere Richtung beeinflussen darf, sondern „in der Mitte stehend wie eine Waage unmittelbar den Schöpfer mit dem Geschöpf und das Geschöpf mit seinem Schöpfer und Herrn wirken lasse“ (Exerzitienbuch 14). Die Oberen sollen ihre Untergebenen nicht herumkommandieren, sondern auf dem Weg der „Gewissensrechenschaft“ in Erfahrung bringen, was diese innerlich bewegt, wo sie stehen, wohin ihre Sehnsucht geht und was sie behindert (Satzungen 551). Der Gehorsam ist keine Einbahnstraße, vielmehr ein Prozess der Unterscheidung, in dessen Verlauf beide, der Obere wie der Untergebene, nach dem Willen Gottes fragen. Ein weiteres Merkmal unserer Vorgehensweise ist die konsequente Unterscheidung von Ziel und Mittel. Wer das Ziel klar vor Augen hat, kann in der Wahl der Mittel eine große Freiheit an den Tag legen, wobei es für Ignatius vollkommen klar ist, dass das Ziel nicht jedes Mittel rechtfertigt. Der Orden wurde gegründet, um den „Seelen zu helfen, damit sie ihr letztes und übernatürliches Ziel erreichen“. Bei der Auswahl der Mittel sind diejenigen zu bevorzugen, „die das Werkzeug“, gemeint ist der einzelne Jesuit, „mit Gott verbinden und es dafür bereiten, sich gut von seiner göttlichen Hand leiten zu lassen“, zum Beispiel Gebet, Empfang der Sakramente, Predigt, Exerzitien, vor den „Mitteln, die es gegenüber den Menschen bereiten“, wie zum Beispiel solide Ausbildung, effiziente Institutionen, Transportmittel und Mittel zur Verbreitung von Ideen (Satzungen 813). Gott lässt sich in allen Dingen finden, sofern die kluge Unterscheidung der Absichten und Motive vorhergegangen ist.

# „Die Campusbevölkerung war ganz anders“

Der Moraltheologe Franz-Josef Bormann über die Ausbildung in Sankt Georgen, einen philosophischen Streit und eine Begegnung auf dem Weg zum Briefkasten

A

Alumni berichten

**Sie haben in Sankt Georgen angefangen, Philosophie und Theologie zu studieren. Es ist schon eine Weile her. Dafür lesen die heutigen Studenten Sie, wenn es um Moraltheologie geht. Wie fühlt sich das an?**

Das wusste ich gar nicht, wobei Texte aus unterschiedlichen Gründen gelesen werden können. Entweder weil darin dummes Zeug steht und man das gerne kritisieren möchte, oder weil man hofft, irgendetwas daraus zu lernen. Wenn ersteres der Fall wäre, wäre mir das sehr peinlich, und wenn letzteres der Fall wäre, würde ich mich natürlich freuen. Aber, wie gesagt, man kriegt es selber nicht so mit, welches Eigenleben die Texte entfalten.

**Was gab den Impuls, sich auf die Moraltheologie zu spezialisieren?**

Ich habe mich sehr früh aus der Fülle der philosophischen Themen, mit denen man hier als Studienanfänger bekannt gemacht wird, für die Ethik interessiert. Das war von der Sache her für mich ein sehr interessantes Themengebiet und sicherlich spielte dabei auch die Persönlichkeit von Friedo Ricken, den ich hier als Lehrer hatte, eine Rolle. Ihn fand ich inspirierend und sehr überzeugend, sodass ich einfach auf diese Fährte gesetzt wurde. Die gesellschaftliche Relevanz von solchen Themen steht ja außer Frage, sodass ich immer das Gefühl hatte, wenn man in Richtung Moraltheologie gehen will, sollte man vorher auf jeden Fall gut Ethik studiert haben.

**Das heißt, Sankt Georgen war mit schuld?**

Also ich muss ganz ehrlich sagen, ich bin als frisch gebackener Abiturient gar nicht von allein auf die Idee gekommen, in Sankt Georgen zu studieren. Wenn man damit nicht durch die Vorgaben des Bistums konfrontiert worden wäre und es diesen – im Rückblick heilsamen – Zwang für die Hildesheimer Priesteramtskandidaten nicht gegeben hätte, wäre ich wahrscheinlich nicht in Sankt Georgen gelandet, sondern hätte an einer „klassischen“ Universität mit einer theologischen Fakultät studiert.

**Von wann bis wann haben Sie in Sankt Georgen studiert?**

Von 1984 bis 1986. Als ich hier anfing, war natürlich vieles etwas anders als heute. Das Priesterseminar hatte etwa 130 Kandidaten, es waren also alle Zimmer belegt, man hatte noch nicht den Eindruck einer marginalisierten Existenzweise. Auch die bauliche Situation hat sich noch anders dargestellt, als dies die Studierenden und Lehrenden heute in Sankt Georgen erleben. Die Campusbevölkerung war auch ganz anders. Da ich keine distinkte Erwartungshaltung hatte, habe ich das alles als recht interessant und als lebendig empfunden.

**Und die Atmosphäre? Hat sich die „größere Bevölkerung“ ausgewirkt?**

Ja, das glaube ich schon. Junge Erwachsene, die sich heute für ein Theologiestudium entscheiden, stehen meines Erachtens in einer anderen Situation als diejenigen, die es vor 30 Jahren getan haben – weil die Entchristlichung der Gesellschaft viel weiter vorangeschritten ist. Die Gesellschaft ist säkularer geworden, das ganze Umfeld hat sich gewandelt. Die Studierenden sind insgesamt bunter, das heißt, ihre Motive, Theologie zu studieren, sind unterschiedlicher geworden. Ein kirchlicher Beruf ist heute keineswegs zwingend das Ziel. Die Beziehung zwischen Priesteramtskandidaten und Laientheologen ist heute eine andere als sie es früher war.

**Was haben sie als ganz besondere Erinnerung aus ihrer Zeit hier mitgenommen?**

Eine solide Ausbildung. Mich hat das Modell immer sehr überzeugt, dass man neben dem Theologiestudium eine philosophische Zurüstung bekommt. Das halte ich für dringend notwendig und das war hier in hohem Maße gegeben. Deshalb finde und fand ich allein vom pädagogischen Gedanken und vom Zuschnitt her das Konzept von Sankt Georgen immer sehr überzeugend. Natürlich gab es auch vor 30 Jahren unterschiedliche philosophische Traditionsstränge, die von den Dozenten unterschiedlich akzentuiert wurden, sodass insgesamt eine intellektuell anspruchsvolle und auch pluralistische Sicht auf die Dinge entwickelt worden ist. Das fand ich sehr bereichernd.

**Zur Person**

Franz-Josef Bormann wurde 1965 in Hildesheim geboren. Nach dem Abitur am Bischöflichen Gymnasium Josephinum studierte er von 1984 bis 1986 als Seminarist des Bistums Hildesheim Philosophie und Theologie in Sankt Georgen. Mit dem Bakkalaureat in Philosophie und dem Vordiplom in Theologie wechselte er an die Universität München und die Hochschule für Philosophie, wo er den Magister Artium in Philosophie erlangte. Daran schloss sich bis 1991 ein Studium an der Pontifica Universitas Gregoriana in Rom als Germaniker an. Es folgte noch ein Aufbaustudium in Sankt Georgen. 1995 begann Bormann als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Evangelische und Katholische Theologie in Kiel, 1998 folgte die Promotion in Sankt Georgen. Er wechselte nach Freiburg und wurde wissenschaftlicher Assistent von Eberhard Schockenhoff, 2005 habilitierte er sich und bekam den Lehrstuhl für Moraltheologie und Ethik in Paderborn. Außerdem wurde er im selben Jahr im Hildesheimer Dom zum Priester geweiht. Seit 2008 hat er den Lehrstuhl für Moraltheologie in Tübingen inne, seit 2016 ist Bormann Mitglied des Deutschen Ethikrates.

Foto: Esther Jünger

**Und unabhängig vom Studium?**
Vielleicht die Streitigkeiten zwischen Pater Lay und Herrn Splett, die waren immer sehr interessant, bezogen sich auf die unterschiedlichen Positionen in der Philosophie. Sonst fand ich das Leben in den Equipes sehr nett, das hatte auch eher etwas Informelleres, man unternahm etwas zusammen in der Freizeit. Da sind Freundschaften entstanden durch das Zusammenwohnen, Zusammenstudieren, Zusammenleben. Da sind sicher auch Beziehungen geblieben. Im anekdotischen Bereich kann ich mich noch daran erinnern, dass ich einmal im Winter auf dem Weg vom Priesterseminar zum Briefkasten von dem betagten Pater von Nell-Breuning überholt wurde. Trotz seines hohen Alters ging er immer noch zügig zum Briefkasten. Da ist mir aufgefallen, dass ich vielleicht auch etwas schneller hätte gehen können.

**Sie sind aber noch einmal freiwillig nach Sankt Georgen zurückgekommen zum Aufbaustudium.**
Ja, das war aber nicht wirklich geplant. In München, wo ich eigentlich promovieren wollte, konnte man an der Ludwig-Maximilians-Universität nichts mit meinem römischen Bakkalaureat anfangen. So musste ich tatsächlich nochmal ein Jahr hier bleiben, um Scheine nachzuholen, Prüfungen abzulegen und so weiter, bis ich schlussendlich für die Promotion die Zulassung bekam, die ich eigentlich glaubte, schon mitzubringen als ich aus Rom zurückkam. Das würde ich eher als administrativen Unfall werten, wobei es natürlich immer schön ist, nach Sankt Georgen zu kommen.

**Sie sind 2005 im Hildesheimer Dom zum Priester geweiht worden. Was muss denn ein Priester heute können?**
Da hängt davon ab, wo er sich als Priester einbringen will. Es ist ein Riesenunterschied, ob man als Pfarrer wirkt und unter heutigen Bedingungen einen größeren Gemeindeverbund zu leiten hat, oder ob man in der Sonder- oder Spezialseelsorge im Krankenhaus tätig ist oder so wie ich als Hochschullehrer. Ich persönlich übe die normalen pastoralen Einsätze nur ehrenamtlich aus, helfe zwar regelmäßig in einem Gemeindeverbund in meiner Heimatstadt aus, aber ich habe da keinerlei offizielle Position. Als Priester sollte man theologisch informiert sein, damit man angesichts der ungünstigen Rahmenbedingungen nicht von vornherein alle möglichen Vorurteile bestätigt, sondern als Ansprechpartner für heutige Menschen wahrgenommen wird.

**Sie sind seit diesem Jahr auch Mitglied im Deutschen Ethikrat. Haben Sie dort einen Schwerpunkt?**
Ich bin noch im Stadium des Novizen im Deutschen Ethikrat, weil die Arbeit gerade erst im April begonnen hat, und ich bin auch noch ein wenig überrascht, wie viele Termine, ganztägige Arbeitsgruppensitzungen etwa, es jetzt zu bewältigen gibt. Im Wesentlichen geht es aber darum, Empfehlungen zu schreiben, wie das auch in anderen Gremien der Fall ist, zum Beispiel in der Zentralen Ethikkommission der Bundesärztekammer, in der ich schon etwas länger mitarbeiten darf.

**Die ethischen Fragen am Lebensanfang und Lebensende sind ja ein Spezialgebiet von Ihnen. Was hat sie bewogen, sich intensiv damit zu beschäftigen?**
Weil die Probleme dort mit Händen zu greifen sind. Da geht es durchweg um kontroverse Fragen von großer existentieller Bedeutung, aufgeworfen durch die neuen technischen Möglichkeiten der Medizin, auch durch eine gesellschaftliche Veränderung, die sich auf das Selbstverständnis der Menschen auswirkt. Wer wollen wir als Gesellschaft sein, in welche Richtung wollen wir uns entwickeln? Da sehe ich auch eine Möglichkeit, als Moraltheologe in die Gesellschaft hinein zu wirken, an aktuellen Problemen mitzuarbeiten, die Position der Kirche diesbezüglich zu begründen und nach außen zu vermitteln.



**Wird zu wenig über den Tod gesprochen?**
Generell in der Gesellschaft: Ja. Wobei sich das in den vergangenen Jahren ein bisschen geändert hat. Eigentlich gelten das Sterben und der Tod als Tabuthema. Wir sind damit beschäftigt, unser Leben zu führen, es zu genießen, was auch völlig berechtigt ist. Da redet man nicht gerne über den Tod. Aber der Tod und das Sterben gehören auch zum Leben dazu, deswegen würde ich eine Art gesellschaftliches Schweigegebot für problematisch halten. Wegen der Probleme, die sich bei der Versorgung von schwerstkranken, sterbenden Menschen ergeben haben, Stichwort: Lebensverlängerung, Palliativmedizin, wird neuerdings auch öffentlich mehr über den Tod gesprochen. Deshalb glaube ich, dass wir eigentlich auf einem ganz guten Weg sind. Was nicht heißt, dass es nicht noch harte Konflikte gibt.

**Und wird zu viel im Krankenhaus gestorben?**
Die meisten Menschen wünschen sich zu Recht, in ihrer gewohnten Umgebung möglichst im Kreis vertrauter Menschen zu sterben. Noch immer erfolgen am Lebensende zu viele Einweisungen ins Krankenhaus, die zu vermeiden wären, wenn die Zusammenarbeit zwischen Hausärzten, ambulanter Pflege und Angehörigen verbessert würde.

**Was möchten Sie den Sankt Georgenern noch mitgeben?**
Sankt Georgen sollte an den traditionellen hohen Qualitätsstandards – was Lehre und Forschung angeht – unbedingt festhalten. Ich glaube, das ist sogar eine zwingende Voraussetzung, um heute als Wissenschaftseinrichtung bestehen zu können. Man kann auch nur Studierende und vor allem gute Studierende für einen Studienort begeistern, wenn dort Lehre und Forschung auf einem hohen Niveau geboten werden. Meine Hoffnung für Sankt Georgen ist, dass man dort also so weiter macht wie bisher.

Die Fragen stellte Carolin Brusky.

Der Geist Gottes ist keine Erfindung des Menschen. Er ist das, was den Menschen zum Letzten und Tiefsten, zur Fülle führt. Der Geist ist das, was dem Menschen die volle Liebe ermöglicht, die echte Trauer, die Kraft der Hoffnung, die Suche nach der Wahrheit, das volle, intensive Leben. Das Menschenleben ist das große Abenteuer mit dem Geist: Niemand kann sich diesem Abenteuer entziehen. Jeder sagt Ja oder Nein zum Geist, erkennt oder verkennt Ihn, wird geistvoll oder geistlos.
*Kardinal Franz König*

Foto: Elke Teuber-S

## 90 Jahre Hochschule und Priesterseminar

Am 17. Oktober 2016 haben die Hochschule und das Priesterseminar mit rund 300 Gästen ihr 90-jähriges Bestehen gefeiert. Der Festakt wurde mit einer feierlichen Messe durch Bischof Dr. Georg Bätzing eröffnet. Den sich anschließenden Festvortrag hielt der evangelische Theologe Prof. Dr. Christoph Markschies von der Berliner Humboldt-Universität zum Thema: „Sola Scriptura: Was sollte evangelische Theologie von katholischer Theologie lernen?“. Zum Jubiläum übermittelte Papst Franziskus in einem Brief vom 4. Oktober an Pater Provinzial Stefan Kiechle SJ seine Glück- und Segenswünsche.

## Dr. Natalie Maag neue Direktorin der Bibliothek

Seit dem 1. Oktober 2016 leitet Frau Dr. Natalie Maag die Bibliothek der Hochschule Sankt Georgen. Sie übernimmt damit die Aufgabe von Herrn Marcus Stark, der seit dem 1. Juni die Diözesan- und Dombibliothek in Köln führt. Frau Dr. Natalie Maag studierte Lateinische Philologie des Mittelalters und der Neuzeit und Germanistik in Heidelberg und Rom. Promoviert wurde sie mit einer Arbeit zur frühen Schriftkultur im Bodenseeraum und Voralpenland. Als akademische Mitarbeiterin war sie am Sonderforschungsbereich 933 „Materiale Textkulturen“ bis 2014 tätig. Im selben Jahr begann sie das Bibliotheksreferendariat mit Schwerpunkt Altbestand an der Universitätsbibliothek Heidelberg und absolvierte die Laufbahnprüfung an der Bibliotheksakademie Bayern. Forschungsschwerpunkte und Interessen: Überlieferung der lat. Patristik, frühmittelalterliche Schriftkultur, elektronische Lehrvermittlung, Altbestandserschließung und Handschriftenfragmente.

## Hochschule verabschiedet Leitbild

Das durch die Studierenden, Lehrenden, Mitarbeitenden und die Mitglieder der Verwaltung erarbeitete Leitbild von Sankt Georgen wurde vom Hochschulrat am 1. Juli 2016 beschlossen und ist nun auf unserer Homepage veröffentlicht.

## Dr. Herzberg habilitiert

Dr. Stephan Herzberg wurde am 19. April von der Leopold-Franzens Universität in Innsbruck habilitiert. Der Titel seiner Habilitationsschrift lautet „Moral, Glück, Gott. Eine Rekonstruktion der Aristotelischen Ethik“. Im Anschluss daran wurde er zum Privatdozenten ernannt.

## Preisverleihung für die Katholische Theologie im Angesicht des Islam

Am 23. Juni 2016 wurde Juniorprofessor Dr. Tobias Specker für den Lehrstuhl Katholische Theologie im Angesicht des Islam in der Katholischen Akademie Berlin der Förderpreis der Pax-Bank eG, Köln verliehen. Die Pax-Bank vergab den Preis in Zusammenarbeit mit der Georges-Anawati Stiftung. Mit dem Preis wurden Tobias Speckers Leistungen auf dem Gebiet des interkulturellen und interreligiösen Dialogs zwischen Christen und Muslimen gewürdigt.

## Wiederwahl von Rektor und Prorektor

Ansgar Wucherpfennig SJ, seit 1. Oktober 2014 Rektor der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen, wurde am 5. Februar 2016 von der Hochschulkonferenz für eine zweijährige Amtszeit wiedergewählt. Die formelle Ernennung durch den Großkanzler der Hochschule, P. Adolfo Nicolás SJ, erfolgte am 22. April 2016. Ebenfalls wiedergewählt wurde der bisherige Prorektor der Hochschule, Prof. Dr. Dirk Ansorge. Die neue Amtsperiode von Rektor und Prorektor beginnt am 1. Oktober 2016 und endet mit dem 30. September 2018.

## Publikation der Ringvorlesung „Christliches Abendland oder pluralistische Identität?“

Vor dem Hintergrund erstarkender nationalistischer Bewegungen in Deutschland und Europa hat die Hochschule Sankt Georgen im Wintersemester 2015/16 eine Ringvorlesung zum Thema „Christliches Abendland oder pluralistische Identität?“ veranstaltet. Die um zahlreiche Beiträge Sankt Georgener und international renommierter Wissenschaftler erweiterte Dokumentation der Vorträge ist im Oktober in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft erschienen: Dirk Ansorge (Hg.), Pluralistische Identität. Beobachtungen zu Herkunft und Zukunft Europas, Darmstadt 2016, 286 Seiten, ISBN 9783534268207, 79,95 Euro (49,95 für Mitglieder der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft). Während in den aktuellen Debatten um die Zukunft Europas Identität und Pluralität mitunter undifferenziert gegeneinander ausgespielt werden, zeigen die Autoren des Bandes, dass Pluralität zur Entwicklungsgeschichte und zur gegenwärtigen Identität Europas wesentlich dazu gehört.

## JUBILARE

**23.03.2017:** Reinhold Sebott (80 J.)





### Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität und Seminar für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik

## Eine Dissertation zu Meister Eckhart

In der zeitgenössischen Religionspädagogik spielt der Bildungsbegriff eine zentrale Rolle. In seiner, in der deutschen Sprache einzigartigen, Prägung verweist er auf den Bildbegriff, den wiederum Eckhart von Hochheim (+1328) in das Zentrum seiner Mystagogie stellt. Darum ist die religionspädagogische Dissertation mit dem Titel „Bild und Bildung – Die Relecture der Mystagogie Meister Eckharts“ interdisziplinär angelegt. So werden durch die Rekonstruktion einer apophatisch-apophantischen Theologie der Vormoderne am Beispiel von Meister Eckhart die Rahmenbedingungen moderner Religionspädagogik problematisiert.
Die Differenzierungen in der Untersuchung werden durch das zweifache methodische Vorgehen gewonnen, das sich einem methodischen Komplementärmodell verpflichtet weiß. Dementsprechend werden sowohl die systematische als auch die historische Methode verwendet. Das erste Kapitel analysiert den wissenschaftlichen Diskurs der gegenwärtigen Religionspädagogik im Sinne einer Theorie der Praxis. Das zweite Kapitel rekonstruiert Diskurspraktiken eines spätmittelalterlichen Dominikaners, in denen eine partizipative Ontologie greifbar wird. In der Fortführung beider Methoden im dritten Kapitel geht es nicht darum, die rekonstruierte Mystagogie bei Eckhart unmittelbar in den religionspädagogischen Theoriediskurs zu integrieren, sondern darum, dass mittelbar Rahmenbedingungen der gegenwärtigen Modelle erkennbar werden. So offenbart die Relecture der Mystagogie Meister Eckharts die unterschiedlich ausgeprägte Verwandtschaft moderner Religionspädagogik mit einem ontologisch-erkenntnistheoretischen Repräsentationalismus, indem die strenge Unterscheidung von Natur und Gnade, von Vernunft und Glaube und von Theorie und Praxis nicht hinterfragt wird. Durch die Entflechtung von Religion, Bildung und Didaktik wird dieser überschritten und die doxologisch-kontemplativen Züge unseres Wirklichkeitsverstehens für pädagogische Zusammenhänge wiedergewonnen. Werden Bildungs- und Lernprozesse so verstanden, sind Lehrerin und Schülerin, Lehrer und Schüler im didaktischen Dreieck gleich, insofern sie ihre Vernunft am Vorbild gebrauchen und selbst ein Werk schaffen.
Christian Fröhling (2015): Bild und Bildung. Die Relecture der Mystagogie Meister Eckharts (Praktische Theologie heute, Bd. 139), Stuttgart.

### Institut Dogmen- und Liturgiegeschichte

## Die Reihe Edition Cardo

Im Sommersemester 2016 konnte Pater Hermann Josef Sieben SJ sein neues Manuskript für den fünften Band der *Bibliotheca Spiritualis* (mit 311 Seiten) fertigstellen; der Band enthält den ersten Teil zur Spiritualität der Neuzeit (Ignatius von Loyola., Theresa von Avila, Philipp Neri, Johannes vom Kreuz und Franz von Sales). Ferner wurde eine Schrift zu Darstellungen der Apokalypse in der serbischen Kirche für die Drucklegung bereitet. Im Sommer und Herbst sind auswärts drei Tagungen zu liturgiewissenschaftlichen Themen abgehalten worden. Eine zweite, überarbeitete Fassung des Führers zur neuen byzantinischen Kirche in Sankt Georgen ist in Vorbereitung, ebenso der dritte Band der *Christologie*, welcher im Wintersemester abgeschlossen sein soll.
Dr. Sven Boenneke führt seine Habilitation in Liturgiewissenschaft und seine Übersetzung des „Großen Stundenbuches“ der Orthodoxen Kirche fort.
Für beide Projekte steht er mit maßgeblichen Fachleuten aus dem In- und Ausland im Austausch.

### Oswald von Nell-Breuning-Institut

## Die umkämpfte Stadt

Macht Stadtluft reich oder arm? Dieser Frage sind über 70 TeilnehmerInnen im Rahmen der interdisziplinären Tagungsreihe „Die Wirtschaft der Gesellschaft“ nachgegangen. Am 22. und 23. September diskutierten WissenschaftlerInnen aus Sozialwissenschaft und der Christlichen Sozialethik sowie PraktikerInnen der Stadtplanung über neue Trends in der Entwicklung deutscher und westeuropäischer Städte sowie deren Folgen für die soziale Ungleichheit. Das Oswald von Nell-Breuning-Institut hatte die Tagung gemeinsam mit der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft Heidelberg organisiert. Im Vordergrund standen Analysen und Einschätzungen der Stadt als Integrations- und Segregations-„motor“ und politisches Gemeinwesen, als Raum, in dem sich wirtschaftliche, soziale und kulturelle Möglichkeiten ballen und in dem viele BürgerInnen umso mehr an den ihnen verweigerten Möglichkeiten leiden. Der Stadtsoziologe Dr. Andrej Holm von der Berliner Humboldt-Universität begriff die Stadt als Voraussetzung, Arena und Resultat gesellschaftlicher Konflikte. Wohnungen werden zwangsgeräumt und luxussaniert, Wohnraum wird auch durch Privatisierung knapp, Menschen werden aus ihren angestammten Vierteln an den Rand der Stadt vertrieben. Knut Unger (MieterInnenverein Witten) und Prof. Dr.

Stefan Kofner (Hochschule Zittau/Görlitz) führten die Dynamik solcher Gentrifizierungs-Prozesse auch darauf zurück, dass Wohnimmobilien verstärkt in den Fokus des stark gewachsenen Kapitals geraten sind, das nun „händeringend“ nach weiteren Anlagemöglichkeiten sucht.
Der interdisziplinäre Theorie-Praxis-Dialog – Stadtplanerin mit Sozialethiker, Architekt mit Sozialwissenschaftlerin, Stadtgeografin mit Ökonom – bot aber nicht nur Raum für Analysen und ethische Reflexionen, sondern auch für konstruktive und kreative Ideen, die vor allem in Arbeitsgruppen entwickelt wurden. Eine große fiskalpolitische Chance sah Prof. Dr. Matthias Kalkuhl (Universität Potsdam) in der Besteuerung von Bodenrenten, Prof. Dr. Berthold Vogel (SOFI Göttingen) stellte öffentliche Güter als zentrale Möglichkeit der Planung und Gestaltung von Städten vor und Dr. Petra Potz (location³) machte anhand gelungener Beispiele kirchlichen Akteuren Mut, ihre weniger oder gar nicht mehr genutzten Liegenschaften für kreative Wohn- und Stadtteilprojekte zu nutzen.
Im Rahmen der Tagung fand auch die öffentliche Podiumsdiskussion „Frankfurt - umkämpfte Stadt, ökonomische Interessen und Bürgerbeteiligung“ statt. Damit griff das Institut ein Thema auf, das in Zeiten steigender Mieten und eines reduzierten sozialen Wohnungsbaus vielen FrankfurterInnen auf den Nägeln brennt. Der Projektentwickler Dr. Philipp Feldmann, der ehemalige Stadtrat und Dezernent Dr. Martin Wentz und Conny Petzold von der Initiative „Eine Stadt für alle“ brachten ihre unterschiedlichen Perspektiven ein – und fanden zu einem konstruktiven Dialog.
Ergebnisse der Fachtagung wird das Oswald von Nell-Breuning-Institut im ersten Halbjahr 2017 in einem Buch veröffentlichen.

## Hugo von Sankt Viktor-Institut für Quellenkunde des Mittelalters

### Johannes von Toulouse und die Abtei Saint-Victor

In dem seit mehr als zwei Jahren laufenden Editionsvorhaben zu den Werken des Augustinerchorherren Johannes von Toulouse (+ 1659), des Historikers der Pariser Abtei Saint-Victor, ist jetzt der erste Band in den Druck gegeben worden. Das Werk, das Dr. Anette Löffler bearbeitet hat, trägt den Titel *Commentaria rerum pene omnium in domo nostra Victorina* – Kommentare zu fast allen Fragen in unserem viktorinischen Haus. Es behandelt in vier Teilen die Geschichte der Abtei von ihren Anfängen um 1108 bis zum Tod des Autors in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Das zweite Werk des Johannes von Toulouse, mit dessen Edition Anette Löffler schon begonnen hat, wurde vom Verfasser mit Congregatio Victorina betitelt. Es umfaßt zwei Teile und stellt die Genese und die Geschichte des Verbandes viktorinischer Häuser in der Zeit vom 12. bis zum 17. Jahrhundert dar. Der Abschluss dieser Edition ist wegen des erheblichen Textumfangs nicht vor dem Jahr 2019 zu erwarten. Beide genannten Bände erscheinen im Rahmen unseres Corpus Victorinum.
Dipl.-Theol. Karin Ganss bearbeitet weiterhin das einzige erhaltene viktorinische Offiziumslektionar in der Handschrift der Pariser Bibliothèque nationale de France, lat. 14281. Nun hat das Deutsche Historische Institut in Paris Karin Ganss für das Jahr 2017 ein zweimonatiges Mobilitätsstipendium gewährt, das ihr ermöglicht, im dortigen Département des manuscrits occidentaux entsprechende Vergleichshandschriften direkt einzusehen und zu untersuchen.
P. Dr. José Luis Narvaja SJ, Gastprofessor an unserer Hochschule von San Miguel bei Buenos Aires, hat im Sommer 2016 seine Habilitationsschrift im Fach Historische Theologie eingereicht. Der Titel seiner Arbeit lautet: Describe tibi haec tripliciter… Estudio sobre la recepción de los padres de la Iglesia en el entorno de la abadía de San Víctor. Zu Berichterstattern wurden Prof. Dr. Rainer Berndt sowie Prof. Dr. Diego M. Molina SJ von der Facultad de Teología de Granada bestellt.

## Institut für Weltkirche und Mission (IWM)

### „Mission21 – Das Evangelium in neuen Räumen erschließen“

Um über das Missionsverständnis im 21. Jahrhundert nachzudenken, hatten das IWM und die Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP) GesprächspartnerInnen aus verschiedenen Kontinenten für den 8. bis 10. März 2016 zur Jahrestagung nach Frankfurt am Main eingeladen.
Im Eröffnungsvortrag stellte Prof. Jonathan Y. Tan (Cleveland) ein neues Missionskonzept inter gentes angesichts der Minderheitserfahrung der Christen in Asien vor. Im Gegensatz zum traditionellen Schema missio ad gentes, bei der das Evangelium von Europa aus exportiert wird, versteht missio inter gentes Mission als kommunikativen Lernweg zwischen einer Vielfalt an Völkern, Kulturen und Religionen. Die Notwendigkeit, sich in der missionarischen Begegnung zuerst einmal als Lernende zu verstehen, vertiefte Prof. Roman Siebenrock (Innsbruck). Die erste Adresse der christlichen Botschaft ist die Kirche selbst, will sie es wert sein, nach dem Grund ihrer Hoffnung, aber auch ihres Lebensstils und ihres Verhaltens gefragt zu werden. Dr. Markus Luber SJ arbeitete in seinem Vortrag Verbindungslinien zwischen dem Apostolischen Schreiben *Evangelii Gaudium* von Papst Franziskus und dem Konzept missio inter gentes heraus. Zugleich hob er Unterscheidungskriterien hervor, die das pastorale Tun lenken und mögliche Fehlentwicklungen vermeiden helfen: Mit Orthopathos als verbindendes Element zwischen Orthodoxie und Orthopraxis werde einer „materialistischen Verengung“ des karitativen Tuns vorgebeugt.
Der zweite Tag stand im Zeichen des Austausches in Foren, die „Urbanisierung und Stadtkulturen“, „Volksfrömmigkeit“, „Armut und Marginalisierung“ und „Geschlechterrollen und Familie“ thematisierten. Die Forenarbeit trug dazu bei, dass die TeilnehmerInnen und die ReferentenInnen sich als eine Lerngemeinschaft wahrgenommen haben, die zu einem zeitgemäßen Missionsverständnis unterwegs ist.
Die Fülle der Themen und Eindrücke zu bündeln, war die abschließende Aufgabe von Prof. Maria Widl (Erfurt). Für ihren Vortrag hatte sie das Tagungsgeschehen beobachtet und „Gedankensplitter und Thesen“ zusammengestellt. Dabei betonte sie die Notwendigkeit, vor einem missionarischen Handeln zuerst einmal selbst zur Freude des Evangeliums umzukehren und die Fremdprophetie der „Anderen, die nicht Kirche sind“, zu schätzen.
Insgesamt hat die Veranstaltung Impulse für die Reflexion über ein situations- und zeitgerechtes Missionsverständnis gegeben. Insbesondere durch den Blick auf die „Ränder“ der Welt und der Gesellschaft wurden gegenwärtige Herausforderungen für die Verkündigung des Evangeliums sichtbar. Im Frühjahr 2017 wird die Tagungsdokumentation publiziert.



Anzeige

*Wenn es schön werden muss...*

GENTES & HEINZ
• Polsterwerkstatt
• Dekorationswerkstatt
• Raumausstattung

ANNE-ROSE HEINZ
Raumausstattermeisterin
Offenbacher Landstr. 237
60599 Frankfurt am Main
Tel.: 069-65 24 83
Fax: 069-65 54 05

Unsere Kompetenz für ihre Gesundheit:

Susanne Jester
Raben Apotheke
Schweizer Str. 55 | 60594 Frankfurt/M.
Telefon: (069)62 14 14 | Telefax: (069)61 09 21 21
Öffnungszeiten: Mo-Fr: 08:00-19:00 Uhr, Sa: 08:30-14:00 Uhr

Susanne Jester
Hortus Apotheke
Offenbacher Landstraße 299 | 60599 Frankfurt/M-Oberrad
Telefon: (069)65 36 5 | Telefax: (069)65 62 28
Öffnungszeiten:
Mo-Fr: 07:30-13:00 Uhr & 14:00-18:30 Uhr,
Sa: 08:30-13:00 Uhr

Zuhören | Beraten | Helfen

# Die Katholische Kirche in der Türkei verändert sich



**JEAN-MARC BALHAN SJ**
Verantwortlich für die katholischen Gemeinschaften in Ankara

Die römisch-katholische Kirche in der Türkei ist nur eine kleine Gruppe innerhalb einer christlichen Gemeinschaft, die an sich lediglich etwa hunderttausend bis hundertfünfzigtausend Personen, also in etwa 0,15 Prozent der Bevölkerung, umfasst. Die Hälfte davon sind Armenier, der Rest setzt sich zusammen aus Syrern, Orthodoxen, Chaldäern und evangelischen Christen verschiedener Prägung. Die römisch-katholische Kirche selbst ist sehr vielfältig und besteht aus drei Gruppierungen: Ihre historischen Wurzeln liegen in den Levantinern aus Istanbul und Izmir, Nachkommen von Europäern, die sich vor Jahrhunderten im Osmanischen Reich etablierten, zwar türkischer Nationalität, dennoch traditionell Französisch oder Italienisch sprechend und zelebrierend. Diese einst einflussreiche Minderheit schwindet allerdings. Ihre großen Institutionen – zwei Schulen in Izmir, aber vor allem die acht Schulen, zwei Krankenhäuser, zwei Altenheime, die Konvente und Gemeinden in Istanbul – sind Zeugen dieser einst glorreichen Epoche. All diese Institutionen sind zwar noch sehr präsent, doch sie bedienen mittlerweile ein größeres Publikum und stellen sich viele Fragen bezüglich ihrer Zukunft. Zweitens vereinen die „türkischen" oder eher türkischsprachigen Gemeinden die Levantiner, die sich entschieden haben, zur Landessprache überzugehen, mit Christen, die sich freiwillig oder gezwungenermaßen zu dieser Kirche entschieden haben: konvertierte Türken, Ausländer, die in der Türkei leben. Nicht zuletzt ist drittens auch der internationale Zweig von Bedeutung, bestehend aus Auswanderern, Studenten (wir sollten hier auch die afrikanischen Studenten, die Stipendiaten des türkischen Staates sind, wahrnehmen), Migranten, Asylbewerbern, Touristen und Pilgern, die unterschiedliche Sprachen sprechen und in Kirchengemeinden willkommen sind, in denen man hauptsächlich Französisch, Italienisch, Englisch, Deutsch oder Polnisch spricht.

Foto: fotolia.com © anjokan

**Religiöses Leben und Hierarchie im Wandel**
Die Strukturen der römisch-katholischen Kirche, der Diözesen, Gemeinden und der verschiedenen Institutionen werden vor allem von ausländischen religiösen Gemeinschaften und einigen einzelnen, für die Mission freigestellten Diözesanpriestern, insgesamt etwa 130 Personen, getragen. Diese Vielfalt an religiösen Familien und Charismen ist ein Reichtum, aber auch eine Herausforderung. Die Ordensleute, mit ihrer eigenen „Hierarchie" neben der Hierarchie der lokalen Kirche, stellen die Bischöfe tatsächlich so manches Mal vor die Aufgabe, sie alle um gemeinsame Ziele zu versammeln. Dabei ist aber auch noch eine andere Diversität am Werk: In den vergangenen Jahren hat sich das Gesicht der Gemeinschaften selbst sehr gewandelt. Sie werden in zunehmendem Maße internationaler: Das kann ein schönes Zeugnis von gemeinschaftlichem Leben, aber eben auch sehr anstrengend sein.

Der Großteil der Ordensleute ist vor kurzer Zeit ins Land gekommen, oft nach dem Jahr 2000, und beherrscht die türkische Sprache nicht immer besonders gut. Außerdem sind die Ordensleute oft sehr mobil. Das alles erschwert die Herausbildung einer wirklich „lokalen" Kirche.

Die Kirche ändert sich auch in ihrer Hierarchie, in allen Bereichen. Nachdem man als Reaktion auf die Äußerungen über den „armenischen Genozid" im April 2015 ein ganzes Jahr warten musste, kam der neue Nuntius erst im vergangenen Juni, während die drei lateinischen Bischöfe Ordensleute aus dem Ausland und noch nicht lange ernannt sind. Die lateinische Kirche ist in drei große kirchliche Regionen eingeteilt: Das apostolische Vikariat Istanbul vereint den Großteil der Christen, die Ordensleute und die katholischen Institutionen im kosmopolitischen und ökumenischen Umfeld der ökonomischen und kulturellen Hauptstadt des Landes; das Erzbistum Izmir, in dem die Erinnerung an ein lateinisches, glorreiches Universum fortlebt, das auch einen marianischen Pilgerort in der Nähe von Ephesus besitzt; und nicht zuletzt das apostolische Vikariat Anatolien, welches die Hälfte der Osttürkei umfasst und vor allen Dingen die kleinen Gemeinschaften im Süden, zwischen Mersin und Antakya (Antiochien) und entlang des Schwarzen Meeres, in der Region von Trabzon, zusammenschließt.

**Glück und Schmerz der Ordensleute**
Als Ordensmann oder -frau in der Türkei zu leben und zu arbeiten kann eine Quelle des Glückes sein. Es ist eine Mission, in der jede Begegnung zugleich ein Abenteuer darstellt, weil man die Andersartigkeit überall spürt.

Das Leben in kleinen Gemeinschaften, oft multikulturell und teilweise relativ isoliert, ist eine alltägliche Herausforderung, die all diejenigen daran wachsen lässt, die die permanente Infragestellung annehmen und sich davon formen lassen. Die geringe Zahl an Personen in den Gemeinden lässt oft jeden Wunsch nach quantitativem Erfolg vergessen und lädt dazu ein, sich auf den Werdegang der Menschen zu konzentrieren, denen man nur für einen kurzen Moment begegnet — kurz vor ihrem Aufbruch zu anderen Zielen, ob sie nun Besucher, Pilger, Auswanderer, konvertierte Türken oder Flüchtlinge sind.

Die türkische Sprache und der Zugang zur türkischen Kultur sind ebenfalls für alle ausländischen Ordensleute nicht leicht zu erschließen. Die, die dieses Kap umschiffen, können sich glücklich schätzen, mit einem kulturellen und religiösen Universum konfrontiert zu werden, welches eine alltägliche Quelle des Erstaunens, aber auch des Überdrusses sein kann, weil der Schock über die Andersartigkeit doch niemals nachlässt und die daran gestellten Fragen oft die gleichen bleiben.

Die sprachliche Herausforderung erklärt die Schwierigkeit, den christlichen Glauben im Land inkulturieren und damit fest etablieren zu können. Die komplette Bibel ist bislang nur von Protestanten übersetzt worden, die dafür eine Sensibilität besitzen; die Übersetzung der liturgischen Texte müsste überarbeitet werden, ernstzunehmende Ausbildungswerke sind quasi inexistent, die Lieder sind eine Adaption ausländischer Kirchenlieder. Die türkische Sprache hat nicht wirklich eine christliche Geschichte: Die Sprachen der Minderheiten sind eher Armenisch, Syrisch, Aramäisch, Griechisch, Französisch oder Italienisch.

Ein entscheidendes Problem für die Katholische Kirche in der Türkei ist die fehlende juristische Anerkennung. Daraus folgt, dass die Besitztümer, an denen sich die Kirche zur Gründungszeit der Republik 1923 erfreuen konnte, teilweise bis heute angefochten werden und auch, dass der Status ausländischer Kirchenmitarbeiter nicht sehr klar formuliert ist. Die Katholische Kirche besitzt in kleinem Umfang Immobilien in den Gegenden, in denen die Christen traditionell lebten, die vielen neu dazugekommenen Christen aber leben mittlerweile außerhalb dieser Orte, angefangen mit den afrikanischen Studenten, die erst kürzlich in das Land gekommen sind. In allen wichtigen Städten Anatoliens haben die Protestanten kleine Gemeinschaften und auch einige Katholiken haben daran teil. Die lokale Katholische Kirche hat das Problem noch nicht erkannt und ist kaum präsent für diese Personen und die isolierten Gemeinschaften.

*„Das Leben als Ordensmann oder -frau in der Türkei bedeutet auch, das Herz der Welt schlagen zu hören und nach seinem Rhythmus zu leben.“*

**Ökumenisch, interreligiös und kontemplativ**

Das Leben als Ordensmann oder -frau in der Türkei bedeutet auch, das Herz der Welt schlagen zu hören und nach seinem Rhythmus zu leben. Geopolitisch ist die Türkei ein Dreh- und Angelpunkt zwischen kulturell, religiös, geographisch und politisch verschiedenen Realitäten und ist damit ihr Resonanzkörper. Dafür ist auch die wachsende Präsenz von Migranten und Flüchtlingen in diesem Land ein Beispiel. Die Katholische Kirche ist dafür besonders sensibel. Die lokale Caritas, die Gemeinden und die NGOs entwickeln Programme zu ihren Diensten. Das ist auch eine ökumenische Arbeit.

Dieses Leben als Ordensmann oder -frau in der Türkei zeugt auch von alltäglicher Ökumene. Istanbul ist der Sitz des Ökumenischen Patriarchats von Konstantinopel. Obwohl die Zahl der Griechisch-Orthodoxen im Land sehr klein ist, ist ihr Symbolgehalt für die Kirche groß, davon zeugen auch die Besuche der letzten Päpste; viele in Istanbul nehmen es sich zu Herzen, die freundschaftliche Verbindung zu dieser Kirche zu stärken. Diese erfuhr erst im vergangenen Juli, mit dem panorthodoxen Konzil auf Kreta, eine wichtige Unterstützung.

Die zahlenmäßig stärkste Kirche ist die der Armenier, mit zahlreichen Kirchen und Institutionen, vor allen Dingen in Istanbul. Die unabhängige armenische Wochenzeitschrift *Agos*, 1996 gegründet von Hrant Dink, spiegelt die Probleme der Armenier in der Türkei wider, verteidigt aber auch allgemein die Rechte aller Minderheiten.

Die lokalen protestantischen Kirchen nehmen Konvertiten auf, aber auch Leute aus anderen Minderheiten. Sie sind vor allem in den Medien und in Verlagen aktiv, und einige ihrer Initiativen haben eine ökumenische Reichweite, weil sie auch Früchte von solcher Zusammenarbeit sind. Man denke hier an Sat 7 Türk, die türkische Abteilung dieses christlichen Senders und, etwas unscheinbarer, an das zwei Mal im Monat erscheinende Magazin für christliche Bildung, *Miras*.

Ordensmann oder -frau in der Türkei zu sein, bedeutet letztlich auch, den interreligiösen Dialog im Alltag zu leben, in ganz natürlicher Weise: mit Muslimen, die uns umgeben und mit denen wir interagieren, im Alltag, in den Institutionen, aber auch in den Kirchen, wenn sie kommen, um eine Kerze anzuzünden, um Erleichterung in ihren Sorgen zu bitten, wenn sie sogar an Feiern teilnehmen oder, noch tiefer gehend, während der Vorbereitung einer der vielen gemischten Ehen.

Diese Begegnung geschieht ebenso, wenn die Imame vor ihrer Aussendung nach Europa oder Studenten der islamisch-theologischen Fakultäten aufgenommen werden. Das ganze nimmt eine formellere Dimension ein in verschiedenen Symposien und Konferenzen, organisiert von einer offiziellen Institution oder einer sufischen oder neu-sufischen Gemeinschaft. Diese Treffen bringen so manches Mal tiefe Freundschaften hervor.

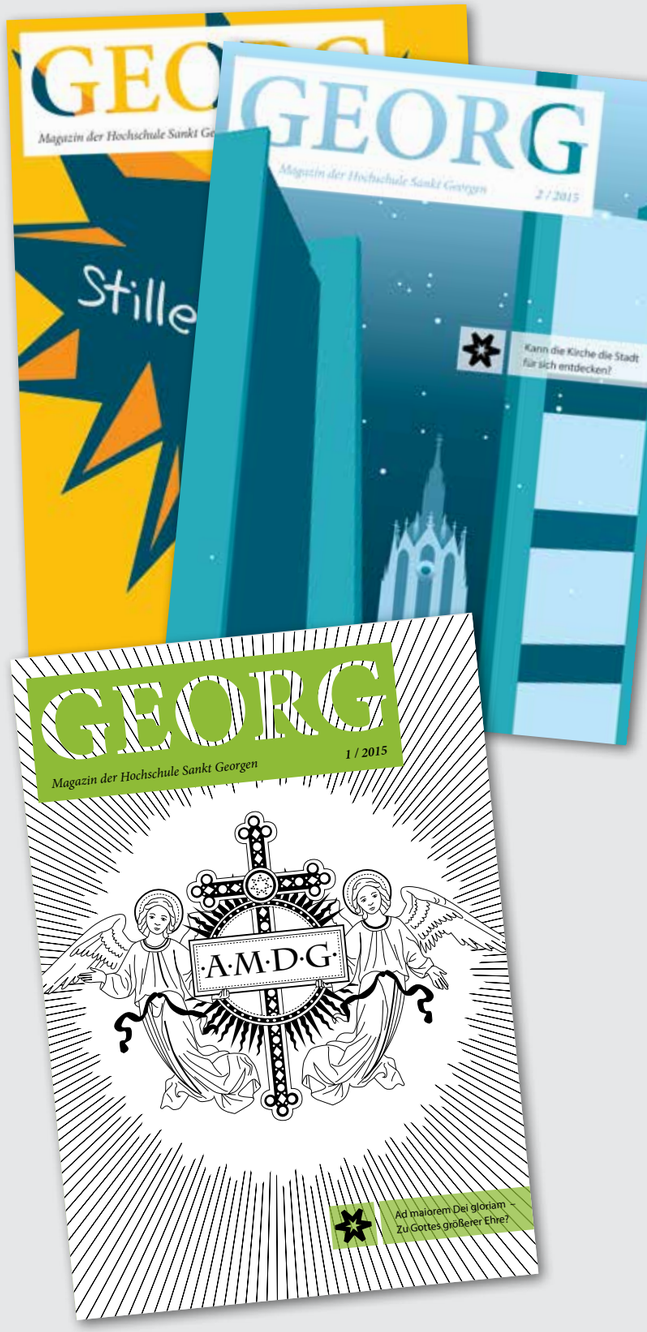
Zuletzt bedeutet das Ordensleben, auch wenn sich die meisten unter den Ordensleuten als „Aktive“ verstehen, vor allen Dingen, kontemplativ zu sein. Christus zu begegnen in allen Personen, egal woher sie kommen, ist hier nicht nur eine fromme Aussage: Es ist eine alltägliche Erfahrung, gestärkt durch das Gebet und die Eucharistie. Das Reich Gottes ist da, wächst, in der Türkei wie andernorts auch, und die katholischen Ordensleute versuchen in ihrem Maße dazu beizutragen, bescheiden, kleine Senfkörner in den Wind säend.

Übersetzt aus dem Französischen
von Isabella Henkenjohann



Anzeige

**Unterstützen Sie das Hochschulmagazin GEORG!**




**Spendenkonto**
Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen e. V., PAX-Bank e. G.
Ktnr.: 4003 600 101 / BLZ 370 601 93
BIC: GENODED1PAX/ IBAN: DE13 3706 0193 4003 6001 01
Verwendungszweck: Hochschulmagazin

# „Das Evangelium von den Dächern rufen!"

## Zum 100. Todestag von Charles de Foucauld

Pietas

**ANDREAS KNAPP**
Kleiner Bruder vom Evangelium, Priester und Dichter

Paris im Jahr 1886. Ein junger Mann ist immer wieder in den verschiedenen Kirchen der Stadt anzutreffen, mit einem höchst merkwürdigen Gebet auf den Lippen: „Mein Gott, wenn es dich gibt, dann lass mich dich erkennen!"

Dieser junge Mann, Charles de Foucauld, stammte aus adeligem Hause und war nach dem frühen Tod seiner Eltern in einem religiös gleichgültigen Milieu aufgewachsen. Er wählte die militärische Laufbahn und entwickelte sich zugleich zu einem Lebemann, der sich in vielerlei Vergnügungen stürzte. All dies füllte ihn nicht wirklich aus, so dass er oft eine innere Leere verspürte. Ein Militäreinsatz in der algerischen Wüste, die damals zum französischen Kolonialreich gehörte, veränderte sein Leben. Vor allem der Anblick der betenden Muslime hinterließ einen tiefen Eindruck bei Charles de Foucauld. Nach einer abenteuerlichen Forschungsreise durch Marokko, für die er mit der Goldenen Medaille der Geographischen Gesellschaft ausgezeichnet wurde, kehrte er nach Paris zurück. Äußerlich betrachtet war er ein bekannter und gefeierter Forscher, innerlich aber war er aufgewühlt und voller Fragen. In einer der vielen Kirchen, die er in Paris besuchte, wollte er mit einem Priester diskutieren. Dieser aber hatte hellsichtig erkannt, dass für Charles de Foucauld jetzt keine intellektuelle Auseinandersetzung, sondern eine existentielle Entscheidung anstand. Die Aufforderung zu beichten und somit sein Leben in Gottes Hand zu legen, brachte die Wende. Charles war von dieser Erfahrung tief bewegt und fand zum Glauben an Gott. Und weil er immer aufs Ganze ging, wollte er nun auch ganz für Gott leben. So wählte er einen strengen Orden und ein armes Kloster. Doch bald waren ihm selbst die Trappisten nicht streng und das Kloster in Syrien nicht arm genug. Daher bat er um Erlaubnis, außerhalb der Klostermauern einen Weg der Christus-Nachfolge gehen zu dürfen, der seinem Temperament und seiner Persönlichkeit entsprach.

Charles de Foucauld war vom Geheimnis der Menschwerdung Gottes tief bewegt: Der große Gott hat sich klein gemacht, der Allmächtige wählte die Ohnmacht, der Erhabene die Banalität eines Handwerkerlebens in Nazareth. „Das Leben von Nazareth" wird für Charles zum Schlüssel, um Jesus nachzufolgen: Denn Jesus kommt ja aus Nazareth. Das „von Nazareth" ist fast so etwas wie dessen Familienname und wird am Ende auch in der Kreuzesinschrift genannt. Dieser Name ist Programm: Jesus war ein Mann des Volkes, ein Mensch ohne besonderen Namen oder Titel, der lange Jahre ein einfaches und verborgenes Leben führte. Für seine Zeitgenossen war Jesus „der Zimmermann" beziehungsweise „der Sohn des Zimmermanns". Der griechische Begriff tekton meint eigentlich den „Bauhandwerker". Von seinen Eltern in den Glauben eingeführt, erlernte er die einfache Frömmigkeit der „Armen" und von da aus entdeckte er seinen Vater (Lk 2,49).

Mit dem Blickwinkel von Nazareth lernte Jesus das Leiden seines Volkes kennen, die Ungerechtigkeit und die Ausgrenzung der Kranken, die als unrein betrachtet wurden. Er wurde konfrontiert mit der Arroganz der Reichen und mit der Härte der römischen Ausbeutung. Er erlebte von innen her, was es heißt, Nazarener zu sein, einer also, auf den man verächtlich herabschaut. Nicht von ungefähr fragte Natanael: Was kann aus Nazareth Gutes kommen? (Joh 1,46)

Nazareth ist nicht nur ein geografischer, sondern auch ein theologischer Ort, ja sogar ein spiritueller Lebensstil. Das Leben Jesu in Nazareth ist kein Zufall, sondern entspricht der Option Gottes, der unter den kleinen Leuten Mensch werden wollte. „Das Wort ist Fleisch geworden", nazarenisches Fleisch und dieses Wort sprach galiläischen Dialekt. Die Erfahrung aus 30 Jahren Nazareth bildete den Kern der späteren Predigt Jesu und seiner Spiritualität: Nazareth prägte die Option Jesu, die vor allem eine Option für die Kleinen und Armen war. Das ganze Leben Jesu war „nazarenisch" und dies sollte auch auf seine Anhänger abfärben.

Weil Gott aus Liebe zum Menschen diesen Weg gewählt hatte, wollte Charles de Foucauld eine Antwort der Liebe geben: Auch er will in Nazareth leben, zunächst ganz wörtlich und konkret: Er zieht in dieses gäliläische Dorf und freut sich, als Hausknecht in einem Klarissenkloster seinem geliebten Herrn geografisch und im Lebensstil so nahe zu sein. Später wird ihm klar, dass „Nazareth" auch an anderen Orten gelebt werden kann. Zu diesem Stil von Nazareth gehören die einfache Arbeit, das Leben unter den Armen, Stille und Gebet und schließlich die familiäre Vertrautheit einer Gemeinschaft, die Charles allerdings vergeblich ersehnte.

„Um eine freundliche und solidarische Beziehung zu leben, müssen wir auch die Lebensweise der Anderen teilen."
Illustration: Elke Teuber-S

Tage und Nächte verbrachte er damit, die Gegenwart Christi in der Eucharistie zu verehren und das Evangelium zu meditieren. Dieser innere, kontemplative Weg führte ihn aber auch wieder nach außen, wo er Christus in den Mitmenschen zu begegnen suchte. Der Logik der Menschwerdung Gottes folgend zog es ihn vor allem zu den Armen, den Ausgestoßenen und Verachteten. Ihr Leben und Geschick wollte er teilen und ihnen Bruder werden, denn in den Geringsten seiner Brüder und Schwestern ist Jesus selbst gegenwärtig.

Charles de Foucauld wollte das Evangelium von der Liebe Gottes von den Dächern rufen – doch diese Verkündigung sollte weniger durch Worte als vielmehr durch das konkrete Leben geschehen. So zog er schließlich als Eremit in die

Sahara und wurde dort durch seine Gastfreundschaft und durch die Sorge für die Armen und Kranken vielen Menschen ein wirklicher Bruder.

Die letzten 15 Jahre seines Lebens verbrachte er mit dem Beduinenstamm der Tuareg; er hatte dieses Volk in sein Herz geschlossen, studierte seine Sprache, sammelte seine Gedichte und galt den Muslimen als Marabut, als Heiliger. In den Wirren des Ersten Weltkriegs kam es auch im Süden der Sahara zu Unruhen, bei denen Charles de Foucauld durch aufgehetzte Beduinen am 1. Dezember 1916 erschossen wurde. Seinen Traum von der Gründung einer kleinen Ordensgemeinschaft sah er nicht in Erfüllung gehen.

**mitten in der Welt**

unser Stadtviertel
ist unser Kloster
und die belebten Straßenkreuzungen
sind unser Kreuzgang
unsere Klosterwerkstätten
sind die Fabriken
und unsere Gebetszeiten
werden von der Stechuhr diktiert
unsere Fürbitten
stehen in der Zeitung
die Probleme der Nachbarn
hören wir als Tischlesung
und ihre Lebensgeschichten
sind unsere Bibliothek
die Gesichter der Menschen
sind die Ikonen die wir verehren
und im leidgezeichneten Antlitz
schauen wir auf den Gekreuzigten

*(Aus: A. Knapp, Brennender als Feuer, Würzburg 2004, 89.)*

Das Weizenkorn jedoch, das sterbend in die Erde fällt, bringt reiche Frucht. Viele Jahre nach seinem Tod ließen sich Menschen durch das Vorbild von Charles de Foucauld inspirieren. Elf Ordenskongregationen und acht geistliche Gemeinschaften verdanken ihre Entstehung dem Beispiel und den Ideen von Charles de Foucauld, der als Mönch und Missionar unter einem verlassenen Volksstamm leben wollte. So versuchen etwa die „Kleinen Schwestern und Brüder Jesu“, eine Solidarität mit den Ärmsten zu leben, indem sie ihre Wohn- und Arbeitsbedingungen teilen und ihnen durch ihre Präsenz bezeugen, dass Gott sie nicht vergessen hat. Diese neue Form des Ordenslebens verbindet eine kontemplative „Spiritualität der Wüste“ mit dem Apostolat der Freundschaft und Solidarität mit den Armen.

Für mich ist gerade dieser Aspekt im Leben von Bruder Karl zentral: Wenn ich Menschen für das Evangelium gewinnen will, dann muss ich auch ihren Lebensbedingungen nahe sein. In meinem Dienst als Diözesanpriester lebte ich lange Zeit mit einem gewissen Unbehagen: Ich fühlte mich – durch amtliche Strukturen und ein bestimmtes Priesterbild bedingt – dem konkreten Alltag vieler Menschen, und gerade dem der Armen, „enthoben“. Ich spürte eine Sehnsucht nach größerer Nähe zu Menschen am Rand unserer Gesellschaft und nach einem solidarischen Lebensstil, so dass ich mich schließlich dazu entschied, bei den „Kleinen Brüdern vom Evangelium“ einzutreten. Ich habe dann mehrere Jahre in Cochabamba, Bolivien, gelebt und als Straßenverkäufer auf dem großen Markt der Stadt gearbeitet. Man schätzt, dass dort rund 60.000 Kleinverkäufer von der Hand in den Mund leben. Dieser Markt ist eine Welt für sich: Es gibt neben den VerkäuferInnen auch kleine Werkstätten mit NäherInnen, SchuhmacherInnen, FriseurInnen; es gibt Küchen, die Mahlzeiten anbieten; Kinder spielen oder sind auch schon zum Verkauf von Kleinigkeiten gezwungen. Ich verkaufte Jogurt, den ich in einem Bauchladen mit mir führte, und kam mit vielen Kunden ins Gespräch. Vor allem zu den anderen VerkäuferInnen mit Bauchläden hatte ich schnell Kontakt gefunden; sie waren „KollegInnen“, und wir redeten übers Wetter und das Geschäft, über Gott und die Welt.

Als mein Bruder mich in Bolivien besuchte, machte ich eine merkwürdige Erfahrung. Ich spazierte mit ihm über den Markt, um ihm meinen „Arbeitsplatz“ zu zeigen. Jetzt wurde ich ständig angebettelt – und ich wunderte mich sehr darüber, weil mir das vorher nie passiert war. Mir ging auf, dass mich die Leute auf dem Markt immer als einen einfachen Verkäufer gesehen hatten, der mit einem Bauchladen unterwegs war. Aber ohne diesen Bauchladen war ich auf einmal ein Tourist – und das veränderte die Beziehung zu mir, die Weise, mich zu sehen und mit mir in Kontakt zu treten.

Um eine freundschaftliche und solidarische Beziehung zu leben, müssen wir auch die Lebensweise der anderen teilen. Gott ist in Jesus Christus nicht als Tourist gekommen, um seine Welt zu besichtigen! Er hat vielmehr das menschliche Geschick angenommen, um alles mit uns zu teilen. Der Schöpfer sieht seine Welt nun mit den Augen des Geschöpfs und das verändert seine Sichtweise. So kann er auch mit uns leiden und mitfühlen (vgl. Hebr 4,15). Gott bleibt kein Fremder, der nur verkleidet durch unsere Welt reist. Und wir sehen in Gott keinen Touristen, den wir anbetteln, sondern den Gefährten, den Freund, den Bruder.

Es ist die große Wahrheit des Christentums, dass Gott uns in Jesus Christus als Mensch begegnet, der unser Leben und unseren Alltag geteilt hat. Diese menschliche Nähe Gottes ist das Geheimnis von Nazareth, das Charles de Foucauld so tief bewegt und dazu geführt hat, mit den Tuareg zu leben und ihren Alltag zu teilen.

Charles de Foucauld trug als „Erkennungszeichen“ ein Herz und ein Kreuz auf seinem Gewand. Dies bringt zum Ausdruck, dass für den „kleinen Bruder Charles“ das Herz der christlichen Religion die Liebe ist – und zwar jene Liebe zu Christus, die in der Kontemplation und der aus ihr folgenden Solidarität mit den Armen konkret wird.



Anzeige

Sie haben Möbel zu verkaufen?

Wir sind ständig auf der Suche nach Design-Möbeln, -Leuchten und anderen Wohn-Accessoires aus der Zeit zwischen 1920 und 1990.

Möbel aus Teakholz, Palisander, Metall, Stahlrohr. Sideboards, Regalsysteme, Sofagarnituren, Kronleuchter, Stehleuchten, Tischleuchten, Industrieleuchten, Porzellan-Services, Porzellan-Figuren, Skulpturen von skandinavischen, italienischen, deutschen und amerikanischen Herstellern wie z.B. Knoll, Thonet, Vitra, Herman Miller, Kill International, Fritz Hansen, Zanotta …

Rufen Sie uns an, gerne kommen wir unverbindlich bei Ihnen vorbei und schauen uns Ihre Objekte an: 0177 2316913

Oder Sie senden uns Bilder Ihrer Objekte einfach per E-Mail zu:
a.wambach@design-consultants.de

vintage-international

andreas wambach
offenbacher landstrasse 368
60599 frankfurt am main

Hochschule für Philosophie München

# Weiterdenken nach dem Bachelor ...

## Konsekutiver Master Philosophie

an der Hochschule für Philosophie SJ in München, mit drei wählbaren Schwerpunkten:

- Geist und Natur
- Ethik und Gesellschaft
- Religion und Vernunft

Studiendauer: 4 Semester
Studienbeginn: immer zum Wintersemester
Anmeldeschluss: 15. Juli 2017

weitere Infos zum Studiengang unter: www.hfph.de/studium/studiengaenge/master/konsekutiver-master



# Was wird aus den Orden?



**FRANZ MEURES SJ**
Leiter des Bildungswerks der Orden RUACH

Wer immer sich bei Orden und Klöstern ein wenig auskennt, kann seit Jahren einen dramatischen Rückgang des Ordenslebens, fast ein Verschwinden verfolgen. Derartiges hatte es seit 200 Jahren nicht mehr gegeben. Damals, in der Zeit der Aufklärung, hatten staatliche Eingriffe – genannt Säkularisation – den meisten Orden ihre wirtschaftliche Grundlage entzogen, und die Orden, Klöster und Kongregationen schmolzen auf einen kleinen Rest zusammen. Doch der Geist, in einem Orden für Gott und die Menschen zu leben, wirkte weiter, und so kam es im 19. Jahrhundert zu vielen Neugründungen und Neuaufbrüchen. In der Mitte des 20. Jahrhunderts gab es bei den Orden – was die Zahl der Mitglieder, der Niederlassungen und der Einrichtungen und Werke betrifft – einen Höchststand. Doch seit 1965 sinken die Zahlen rasch und kontinuierlich und erreichen von Jahr zu Jahr neue Tiefstände.

Seit nunmehr fünf Jahren arbeite ich für den Dachverband der katholischen Orden in Deutschland, für die „Deutsche Ordensobernkonferenz“ (DOK). Ich leite das Fortbildungsinstitut dieses Dachverbandes, genannt RUACH – das bedeutet „Gottes Geist“ oder „Lebensatem“. In dieser Arbeit beschäftige ich mich hauptsächlich mit dem Zukunftspotential der Orden, also jenen Schwestern, Patres und Brüdern, die das Heute und Morgen in den Orden gestalten. Zugleich bin ich täglich konfrontiert mit dem „noch“, das heißt mit dem grundlegenden Gefühl eines Abschieds und einer großen Ungewissheit, ob und wie es weitergehen kann.

**Zahlen und Fakten**

Vor gut 50 Jahren, also kurz nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, hatten die Frauenorden in Deutschland (Ost und West) etwas mehr als 90.000 Mitglieder. Die Zahl der Neueintritte ging seitdem drastisch zurück, was zur Überalterung aller Gemeinschaften geführt hat. Am 31. Dezember 2015 lag die Zahl der Ordensfrauen in Deutschland bei 16.688. Das sind 18,5 Prozent im Vergleich zu den Zahlen von 1965, also ein Rückgang um 81,5 Prozent. Seit Jahren sterben etwa 1000 Ordensfrauen im Jahr, was bei den derzeitigen Mitgliederzahlen einen Schwund von etwa 6 Prozent pro Jahr bedeutet. Die Zahl der Novizinnen aller Frauenorden lag Ende 2015 bei 74, das sind 0,44 Prozent der Gesamtzahl ihrer Mitglieder. Im Jahr 1965 gab es circa 3.000 Novizinnen, das waren damals 3,33 Prozent der Mitglieder. Heute sind rund 84 Prozent der Ordensfrauen in Deutschland über 65 Jahre alt, 16 Prozent sind unter 65 Jahre, das sind etwa 2700 Ordensfrauen. Nicht wenige von diesen sind in den vergangenen 30 Jahren aus anderen Ländern nach Deutschland gekommen.

Bei den Männerorden lag die Mitgliederzahl 1965 bei ungefähr 11.000. Auch bei den Männern gingen die Eintritte und Mitgliederzahlen sehr stark zurück, so dass sie am 31. Dezember 2015 insgesamt 4.186 Mitglieder hatten. Das sind 38 Prozent im Vergleich zu den Mitgliedern von 1965, ein Rückgang um 62 Prozent. Ende 2015 waren bei den Männerorden 44 Prozent der Mitglieder unter 65 Jahre alt, 56 Prozent über 65 Jahre. Es gibt also derzeit circa 1.840 Ordensmänner unter 65 Jahren in Deutschland. Die Zahl der Novizen betrug Ende 2015 insgesamt 45, die Novizen machten gegenüber allen Mitgliedern etwa 1 Prozent aus. Die zeigt, dass auch bei den Männerorden ein erheblicher Rückgang zu verzeichnen ist, aber ein nicht ganz so dramatischer wie bei den Frauenorden.

Die konkreten Auswirkungen dieser numerischen Entwicklung sind bestens bekannt: Immer mehr Ordensniederlassungen werden geschlossen, darunter auch traditionsreiche Klöster wie das Benediktinerkloster Michaelsberg in Siegburg. Die Bevölkerung reagiert auf die Schließungen manchmal mit heftigen Protesten. Zugleich haben die Orden in den vergangenen Jahrzehnten den größten Teil ihrer Werke und Einrichtungen in andere Hände gegeben. Viele Krankenhäuser von Schwestern- oder Brüdergemeinschaften erhielten einen neuen Träger oder wurden in kirchliche Stiftungen überführt. Ordenshochschulen und Bildungswerke wurden geschlossen. Viele Or-

Bischof Dr. Georg Bätzing bei seinem Weiheempfang mit drei Ordensfrauen, Foto: Bistum Limburg

densschulen und -kindergärten wurden den Schulwerken der Diözesen übergeben oder in eine neue Trägerschaft überführt. Manche Schulen wurden ganz geschlossen. Viele kleine Dienste und Apostolate der Orden sind gänzlich verschwunden.

**Was bedeutet das für die Orden selbst?**
Dies ist ein sehr schmerzhafter Prozess für die Orden. Da haben sich einmal junge Leute vom Ruf Christi begeistern lassen, haben ihr Leben eingesetzt im Gebet und in der Arbeit für die Menschen und leben nun in einer überalterten dahin schmelzenden Gemeinschaft. Der Rückzug aus den eigenen Werken hat bei vielen Ordensleuten Wunden geschlagen und Narben hinterlassen. Manche Ordensleute sind noch einmal neu aufgebrochen und haben mit viel Engagement neue Dienste übernommen. Andere haben resigniert. Es kursiert das Wort: „Gott hat uns gerufen. Wir haben unseren Dienst getan. Nun dürfen wir gehen." Dies spricht von einer Annahme des Sterbeprozesses.

Seit 20 bis 30 Jahren gibt es große Anstrengungen in der Berufungspastoral der Orden. Doch was in den Orden geschieht, vollzieht sich ja inzwischen im ganzen kirchlichen Leben unseres Landes: Wir verzeichnen einen starken Rückgang der Teilnahme. Nur noch selten tauchen junge Leute in den Pfarrgemeinden und Verbänden auf. Der Grundwasserspiegel des Glaubens ist erheblich gesunken. Auch die Zahl der Priesteramtskandidaten in den Diözesen ist so niedrig wie seit Menschengedenken nicht. So ist es heute eine große Herausforderung, um Ordens- und Priesternachwuchs zu werben. Es ist eine Arbeit auf hartem Acker. Und nicht zuletzt können wir mit menschlichen Kräften keine Berufungen „machen" - es ist ja Gott selbst, der einen Menschen in seinen Dienst ruft.

Die auf den Kopf gestellte Alterspyramide in den Ordenskonventen wird zu einer großen Belastung der wenigen „Jüngeren". Wenn in einem Konvent mit 35 Schwestern nur drei unter 70 Jahre alt sind - die jüngste von ihnen 61 Jahre -, dann kommt es zu einem gewaltigen Spagat. Denn einerseits gibt es die natürliche Erwartung, dass die Jüngeren sich um die Älteren kümmern. Dann aber wäre jeder apostolische Dienst nach außen beendet. Wenn jedoch die wenigen „Jüngeren" weiterhin nach außen hin wirken, sind neue Wege zu finden, wie die Versorgung der Alten gesichert werden kann. Inzwischen sind sehr viele Laienkräfte in der Versorgung und Pflege von alten Ordensleuten tätig. Mancherorts hat bereits eine Laienkraft die Leitung solcher Konvente übernommen, da von Seiten des Ordens niemand mehr für einen solchen Dienst zur Verfügung steht.

Zugleich führt diese neue Situation dazu, dass die Orden – mehr als früher – miteinander arbeiten und füreinander sorgen. In manchen großen Werken und Einrichtungen arbeiten die Mitglieder mehrerer Frauen- und Männerorden inzwischen unter einem Dach. Hier und da starten mehrere Orden ein neues, gemeinsames Projekt. Einige Orden haben sich aufgemacht – trotz der wenigen Mitglieder – neue apostolische Projekte zu starten, etwa in sozialen Brennpunkten oder in einem Hospiz. Nicht wenige Ordensschwestern, die früher in der Krankenpflege tätig waren, arbeiten nun im Alter als Krankenhausseelsorgerinnen.

Bei mehreren Orden, die wegen der Überalterung nicht mehr in der Lage sind, selbständig ihre Gemeinschaft zu leiten, sind inzwischen Lösungen gefunden worden. So sind einige zum Beispiel mit den verbliebenen Mitgliedern in das Haus einer anderen Ordensgemeinschaft eingezogen. Der Dachverband der Orden hat vor einigen Jahren das „Netzwerk alternde Orden" gegründet, dazu auch Personal angestellt, und versucht nun, für und mit den Orden, die nicht mehr auf eigenen Beinen stehen können, andere Lösungen zu finden, damit diese Ordensleute in Frieden und gesichert ihre letzten Jahre verbringen können. Im Bildungswerk der Orden (RUACH) bieten wir immer neue Kurse und Workshops an, um gemeinsam nach Lösungen für alternde und sterbende Orden zu suchen.

**Wie geht es weiter?**
Diese Frage ist eigentlich eine Glaubensfrage. Wird Gott auch in Zukunft Menschen zum Ordensleben berufen? Ich bin zuversichtlich. Im Laufe der Kirchengeschichte gab es immer wieder Neuaufbrüche des Ordenslebens. Im 19. Jahrhundert haben die vielen neuen Orden und Kongregationen Antwort gegeben auf große soziale Nöte, auf die mangelhafte medizinische Versorgung, auf den Mangel an Schulen. Diese

*„Die Frage nach der Zukunft des Ordensleben ist eine Glaubensfrage. Ich bin zuversichtlich."*

Aufgaben haben längst andere übernommen. Für die Orden gilt es, die Zeichen der Zeit neu zu verstehen und sich der Frage zu stellen: Zu welchem Beitrag sind wir heute durch die gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen herausgefordert?

Es ist davon auszugehen, dass es 2030 im Vergleich zu 1965 nur noch sehr wenige Ordensleute und Ordenshäuser geben wird. Ein Großteil derer, die zwischen 1920 und 1960 eingetreten sind, wird gestorben sein. Insofern werden die wenigen „jüngeren" Ordensleute nicht mehr — wie heute — in völlig überalterten Gemeinschaften leben, sondern sie werden zumeist in kleinen Gruppen in unserer Gesellschaft und unserer Kirche präsent sein. Es ist schwer vorauszusagen, wo und wie dies sein wird. Ich wage es, dennoch einige Umrisse anzudeuten, wie die Ordenslandschaft dann wohl aussehen könnte:

Einige Klöster der alten Orden werden weiterbestehen. Die apostolischen Orden werden wohl hauptsächlich in den Städten zu finden sein – in pastoralen, geistlichen oder karitativen Zentren. Vielleicht sind einige größere Institutionen noch in Händen von Orden, das ein oder andere Krankenhaus, einige Schulen, vielleicht auch eine Hochschule oder ein Bildungszentrum. Es könnte durchaus sein, dass kleinere Kongregationen aus derselben Ordensfamilie miteinander fusionieren. Die Orden werden mehr zusammenarbeiten, und es könnte sein, dass es auch in der Ökumene Fortschritte gibt im Kontakt mit Orden aus anderen christlichen Kirchen. Die Orden in Deutschland hatten immer eine große Bedeutung für die Weltkirche. Der Umfang der Hilfen wird wohl abnehmen, die Unterstützung aber wird bleiben. Und es wird weiterhin einige mutige junge Leute geben, die es wagen, um der Nachfolge Christi willen in einen Orden einzutreten.

# Wort und Sakrament

Scientia – Theologie

**DIRK ANSORGE**
Professor für Dogmatik und Prorektor, Sankt Georgen

Gottes Wort ist in der Welt wirksam – daran haben Christen niemals gezweifelt. Am Anfang der Bibel steht das mehrfach wiederholte Schöpfungswort: „Gott sprach ... und es ward“ (Gen 1). Nach Jesaja sagt Gott über das von ihm gesprochene Wort: „Nicht ohne Erfolg kehrt es zu mir zurück, sondern es vollbringt, was mir gefällt, und lässt gelingen, wozu ich es gesandt habe“ (Jes 55,11). Der Autor des Hebräerbriefes charakterisiert das Gotteswort als „lebendig und wirksam“ (Hebr 4,12). Weil Jesus das Mensch gewordene Gotteswort ist, kann er seinen Jüngern zum Abschied sagen: „Ihr seid schon rein um des Wortes willen, das ich euch gesagt habe“ (Joh 15,3). Die Liturgie der katholischen Messe schließlich greift das Vertrauen des Hauptmanns von Kapharnaum in die heilende Kraft des Christuswortes auf, um vor dem Empfang der Kommunion an die rechtfertigende Kraft des Evangeliums zu erinnern: „Ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund“ (vgl. Mt 8,8; Lk 7,7).

**Das wirksame Wort**

Immer geht es um das gesprochene Wort, nicht „bloß“ um einen abstrakten Sinngehalt. Es ist die „Verlautbarung“ des Gotteswortes, welche in der Welt wirksam wird. Dem entspricht ein kurzes Gebet, das der Priester nach der Verkündigung des Evangeliums meist leise für sich spricht: „Durch die Worte des Evangeliums mögen unsere Sünden getilgt werden.“ Klarer noch betont der lateinische Text, dass es nicht zunächst um den Inhalt, sondern um die Form der vorausgegangenen Verkündigung geht: „Per evangelica dicta deleantur nostra delicta“. Offenkundig bezieht sich der Terminus dicta auf die „Verlautbarung“ des Evangeliums, nicht nur auf deren Inhalt; denn andernfalls wäre auch die Formulierung „per evangelica verba ...“ denkbar. Demnach gründet die rechtfertigende Kraft des Evangeliums in seinem (lauten) Vortrag.

Doch lässt sich diese Vorstellung heutzutage noch verantwortet vertreten? Oder grenzt sie nicht an ein magisches Missverständnis von Liturgie, das als längst überwunden gelten muss? Darf man nach christlichem Verständnis tatsächlich behaupten, dass ein sinnenfällig vollzogener Ritus imstande ist, eine übersinnliche Wirklichkeit – die Tilgung von Sünde und Schuld – herbeizuführen? Oder bedarf es hierzu nicht vielmehr der gläubigen Annahme des Evangeliums von Seiten der Gemeinde? Und zählt nach christlichem Verständnis nicht letztendlich – zumal im Zusammenhang von Sünde, Schuld und Vergebung – allein der Inhalt des Evangeliums, nicht jedoch die Form seiner Vermittlung?

Aus dogmatischer Perspektive verweisen diese Fragen in den Bereich der Sakramententheologie. Hier nämlich erörtert die Theologie das wechselseitige Zueinander von Natur und Gnade, sichtbar und unsichtbar, Gegenwart und Entzogenheit, wie es sich in den sakramentalen Riten darstellt und liturgisch vollzogen wird.

Was aber ist ein Sakrament? Nach kirchlicher Lehre sind Sakramente liturgische Handlungen, bei deren Vollzug sich die feiernde Gemeinde der Gegenwart Christi gewiss sein kann – unabhängig von ihrer eigenen Disposition und derjenigen des Zelebranten. Die Theologie spricht in diesem Zusammenhang vom opus operatum. Liturgische Vollzüge hingegen, deren Wirksamkeit den Glauben der Feiernden voraussetzt, gelten nicht als Sakramente, sondern als „Sakramentalien“. Ein Sakramentale ist opus operantis. Hierzu zählen etwa Flurprozessionen und Wettersegen, die Abtsweihe oder auch die Weihe einer Kirche.

Jene liturgischen Handlungen nun, welche die „Verlautbarung“ der Heiligen Schrift im Gottesdienst begleiten, versinnbildlichen unmissverständlich die Gegenwart Gottes in seinem Wort. Dies gilt insbesondere für die Verkündigung des Evangeliums im Rahmen der Eucharistiefeier. Der vortragende Priester bittet um die Gnade einer würdigen Verkündigung; der Diakon erbittet hierzu einen besonderen Segen. Die Prozession mit Leuchtern und Weihrauch, die Inzensierung des Evangelienbuches, der liturgische Gruß „Der Herr sei mit euch!“, die Antwort der Gläubigen und ihre dreifache Bekreuzigung, der Kuss des Evangelienbuches sowie ein Kreuzzeichen am Schluss des Evangeliums: All dies lässt dem Liturgiewissenschaftler Michael Kunzler zufolge „einen geradezu sakramentalen Charakter“ der Evangeliumsverkündigung erkennen.

Auch der katholische Schriftsteller Martin Mosebach will die Verlautbarung des Evangeliums nicht bloß als Verkündigung verstanden wissen, sondern als Vergegenwärtigung des auferstandenen Christus. Vertreten demnach Kunzler und Mosebach die Auffassung, die Verkündigung des Evangeliums – zumal in lateinischer Sprache, wie letzterer betont – vergegenwärtige Christus auch unabhängig vom Glauben der Gemeinde und damit ebenso „objektiv“ wie in einem der sieben Sakramente?

**Anders als im Islam**

Ein Vergleich zwischen Christentum und Islam mag das Gemeinte verdeutlichen. Im Horizont der göttlichen Offenbarung besitzen Bibel und Koran für Christen und Muslime keineswegs den gleichen Stellenwert. Betrachten Muslime den Koran als unmittelbar geoffenbartes Gotteswort, so verstehen Christen die Bibel als „Gotteswort in Menschenwort“. In seiner Offenbarungskonstitution stellt das Zweite Vatikanische Konzil fest, dass „Gott in der Heiligen Schrift durch Menschen nach Menschenart gesprochen hat“ (DV 12). Denn „zur Abfassung der Heiligen Bücher hat Gott Menschen erwählt, die ihm durch den Gebrauch ihrer eigenen Fähigkeiten und Kräfte dazu dienen sollten, all das und nur das, was er – in ihnen und durch sie wirksam – geschrieben haben wollte, als echte Verfasser schriftlich zu überliefern“ (DV 11). Zwar kann die liturgische Schriftlesung mit dem Ausruf „Wort des lebendigen Gottes!“ beendet werden. Doch weiß die Gemeinde darum, dass die biblischen Texte kein Diktat Gottes sind, sondern – wenngleich mit dem Beistand des Heiligen Geistes – von Menschen verfasst wurden.

Hier gilt der Text des Koran als dem Propheten Mohammed durch den Erzengel Gabriel von Gott selbst diktiert, und zwar in arabischer Sprache. Und weil in jeder Rezitation des Koran nicht etwa etwas über Gott verlautbart wird, sondern Gottes Wort selbst erklingt, spricht Navid Kermani von der „Realpräsenz“ Gottes im Vollzug der Rezitation: Wie für Christen das ewige Wort Gottes im Vollzug der Eucharistie leibhaftig gegenwärtig ist, so Kermani, erklingt für Muslime in jeder Rezitation des Koran das ewige Wort Gottes.

Eine solche Vergegenwärtigung des göttlichen Wortes in der Rezitation der Heiligen Schriften kennen Christen schon deshalb nicht, weil sie Gottes Offenbarung anders verstehen. Gott offenbart sich nicht in einem verlautbarten („herabgesandten“) Wort, sondern in der Geschichte des Volkes Israel und zuletzt in dem Menschen Jesus von Nazareth (vgl. Hebr 1,1f). In ihm ist Gott selbst als zweite Person der göttlichen Dreifaltigkeit real gegenwärtig. Von der Menschwerdung des göttlichen Wortes wiederum leiten sich nach katholischem Verständnis die Sakramente der Kirche her, insofern sie im Rahmen liturgischer Handlungen die reale Gegenwart Christi in seiner Kirche wirksam werden lassen.

**Die freie Zustimmung des Menschen**

Traditionell verbindet die katholische Dogmatik mit dem Begriff des „Sakraments“ die Objektivität der Gnade und die unfehlbare Wirksamkeit des göttlichen Heilswillens. Damit aber Gott im Menschen wirken kann, so sieht es neuere Theologie, bedarf es eines freien Einstimmens in den göttlichen Heilswillen. Denn Gottes Heilswirken mindert nicht die Freiheit des Menschen; vielmehr befreit die Gegenwart des freien und liebenden Gottes die menschliche Freiheit dazu, in Gottes Heilswillen frei einzustimmen und ihrerseits lieben zu können. Pointiert formuliert: Gottes Gnade zielt auf die Autonomie des Menschen. Und das ist keineswegs verwunderlich; denn wenn Gott vom Menschen geliebt werden will, dann ist diese Liebe nur dann wahrhaftig, wenn sie in einem freien Entschluss des Menschen gründet. Andernfalls wäre die Beziehung zwischen Gott und Mensch nichts anderes als ein Marionettenspiel.

Obwohl also in jeder sakramentalen Feier Gott selbst wirksam gegenwärtig ist, ist damit die freie Zustimmung des Menschen zu seinem Wirken nicht suspendiert. Auch als opus operatum ist ein Sakrament keine magische Handlung, die ihre Wirkung womöglich sogar gegen den erklärten Willen des Adressaten entfaltet. In Auseinandersetzung mit gnadentheolo-

gischen Positionen der Reformatoren hat das Konzil von Trient im 16. Jahrhundert für die Katholische Kirche verbindlich festgestellt, dass sich der Mensch dem Heilswillen Gottes durchaus verschließen kann. Zwar weckt die göttliche Gnade im Menschen überhaupt erst die Fähigkeit und die Bereitschaft dazu, Gottes Wort zu hören, es als Offenbarung seines Heilswillens zu verstehen und es im Glauben wirksam werden zu lassen; doch nur dann, wenn ihr die Menschen keinen „Riegel“ (obex) vorschieben, kann in ihnen die rechtfertigende Gnade Gottes wirksam werden.

Die Frage nach der vom Glauben unabhängigen objektiven Wirklichkeit der Sakramente haben mittelalterliche Theologen unter anderem mit Blick auf die Eucharistie erörtert: „Quid sumit mus?“ – Was verzehrt eine Maus, die an einer unachtsam verlorenen konsekrierten Hostie knabbert? Am Ende kontroverser Debatten zeichnete sich ein Verständnis ab, wonach die sakramentale Präsenz Christi in den vom Priester konsekrierten Elementen trotz ihrer objektiven Realität nicht losgelöst vom Erkennen und vom Glauben der Kommunizierenden gegeben ist. Ähnlich überzeugt ja auch ein Liebesbeweis nur dann, wenn er als solcher wahrgenommen und in den eigenen Existenzvollzug integriert wird. Eine Rose kann von ihrem Überbringer tausendfach als Liebesbeweis verstanden sein – und ist es auch! –, doch erst dann, wenn sie als solcher wahrgenommen wird, begründet oder bekräftigt sie die wechselseitige Zuneigung.

Wie Menschen sich selbst in einem Gegenstand, vor allem aber in ihren Worten gegenwärtig setzen – etwa indem sie etwas versprechen –, so kann das Wort der Heiligen Schrift als Weise der Gegenwart Gottes verstanden werden: „Gegenwärtig ist er in seinem Wort, da er selbst spricht, wenn die heiligen Schriften in der Kirche gelesen werden“, so die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils (SC 7). Liturgiewissenschaftler haben die Heilige Schrift die „äußere Sprache“ Gottes genannt und von ihr die „innere Sprache“ unterschieden, nämlich Gottes Heilswillen für Mensch und Welt. Damit ist angedeutet, dass die Verkündigung der biblischen Texte durch die freie Zustimmung der Hörenden angenommen werden muss. Denn nur so kann Gottes Heilswillen im Menschen wirksam werden.

Gottes Ja zum Menschen geht allen Worten voraus.
Foto: Sigurd Schaper

**Ein ökumenisches Verständnis**

Hans Urs von Balthasar hat bereits 1955 mit Blick auf das Gebet „Per evangelica dicta...“ bemerkt, es sei ein Missverständnis, die Verlautbarung des Evangeliums von ihrem liturgischen Kontext zu isolieren. Die Liturgie der Eucharistie ziele vielmehr auf die sakramentale Kommunion; hierzu bedürfe es einer inneren Bereitung, zu der das aufmerksame Hören auf die Heilige Schrift ebenso gehöre wie der tätige Mitvollzug der eucharistischen Liturgie. Die Begegnung mit Gott beim Hören auf das Evangelium bereite auf die sakramentale Begegnung mit Christus in Brot und Wein vor, sei aber selbst kein Sakrament in Sinne eines opus operatum.

Dies entspricht im Übrigen ökumenischem Verständnis. Zwar hat Martin Luther wiederholt den Vorrang der mündlichen Verkündigung vor dem schriftlichen Bibeltext betont. In einer Auslegung der Petrusbriefe schreibt er 1523: „Evangelium [...] heysset nichts anders, denn ein predig und geschrey von der genad und barmhertzikeytt Gottis, durch den herren Christum mit seynem todt verdienet und erworben, Und ist eygentlich nicht das, das ynn büchern stehet und ynn buchstaben verfasset wirtt, sondernn mehr eyn mundlich predig und lebendig wortt, und eyn stym, die da ynn die gantz wellt erschallet und offentlich wirt außgeschryen, das mans uberal höret“ (WA 12, 259,8-13). Doch hat Luther hier weniger die liturgische Verkündigung als vielmehr die missionarische Predigt im Blick. Deshalb lenkt er den Blick von der abstrakten Lehre („was in Büchern steht und in Buchstaben verfasst ist“) auf den lebendigen Vortrag („Stimme, die in die ganze Welt erschallt“).

Wenn Luther überdies der Auffassung war, dass sich die Heilige Schrift die Bedingungen für ihr Verständnis selbst schafft und sich im Glauben der Gemeinde auch ohne die Vermittlung durch ein kirchliches Lehramt zur Geltung bringt, dann meinte er damit nicht die liturgische Verkündigung, sondern die verständliche Auslegung und gläubige Annahme der Schrift in der Gemeinde. Hier erweist sich die rechtfertigende Kraft des Evangeliums – vorausgesetzt nur, der evangeliumsgemäßen Predigt entspricht das gläubige und nicht zuletzt auch verstehende Hören der Gemeinde. Insofern können Gläubige aller Konfessionen nicht nur in den Sakramenten, sondern auch in der Verkündigung des Evangeliums die rechtfertigende Kraft der göttlichen Barmherzigkeit erfahren.

# Der Mann der klaren Worte

## Pater Christian Troll SJ ist ein praktischer Islamwissenschaftler

Vorgestellt

**VANESSA LINDL**
Studentin der Katholischen Theologie
**CORNELIA VON WRANGEL**
Studentin der Philosophie, Journalistin

Zwei Dinge zeichnen Pater Christian Troll aus. Er ist ein Mann der klaren Worte, die Auseinandersetzung gehört für ihn zum Dialog dazu. Und er konnte gar nichts anderes als Priester werden. Das kam so: Pater Troll war schon während der „vermutlich wichtigsten Zeit im Leben“ im Katechismusunterricht mit dabei. Nur nicht als Schüler, denn er war überhaupt noch nicht geboren. Die Schulbank drückte damals, 1937 in Berlin-Charlottenburg, seine Mutter. Sie bereitete sich auf die Konversion zur Katholischen Kirche vor, als sie mit ihm schwanger war. Schon deswegen war er „prädestiniert“, ein Mann der Kirche zu werden.

Islamwissenschaftler und Theologe – Pater Troll ist seit 2001 in Sankt Georgen. Davor ist er in der ganzen Welt herumgekommen, ging als junger Mann nach Beirut, hat immer wieder neue Sprachen gelernt, musste sich jedes Mal auf eine neue Situation einstellen und auf neue Menschen. Um die geht es ihm. „Den Islam zu kennen, ist wichtig für uns“, wurde ihm nicht nur einmal gesagt: „Mach das.“ Pater Trolls Dialogbereitschaft, sie spiegelt sich auch in den vielen Stationen seines Lebens wider. Sie führte ihn in den Nahen Osten, nach Südasien, nach Großbritannien, nach Rom und in die Türkei – manchmal war er selbst erstaunt, wie ihm der Weg geebnet wurde.

Die Keimzelle für seinen Drang, über den Tellerrand zu schauen, barg sein Elternhaus. Sein Vater, Carl Troll, war ein angesehener Hochgebirgsforscher und Geograph und weltweit unterwegs. Bei der Geburt des Sohnes – am Weihnachtsmorgen, als die Glocken zum Hirtenamt läuteten, wie die Mutter immer erzählte – nahm er gerade an einer deutschen Expedition auf den Nanga Parbat im Himalaya teil. Auch die Mutter war Geographin. Das prägte: „Das ganze Haus war voller Wandkarten, Bücherregale und Sonderdruckkästen. Meine Eltern waren international eingestellt.“ Regelmäßig waren zum Abendessen Gäste aus aller Welt da, die Kinder, sie waren zu neunt, saßen selbstverständlich mit am Tisch. Vor und nach dem Essen wurde gebetet. „Meine Eltern waren keine Frömmler, aber sie hatten Grundsätze.“ Das Tischgebet zählte dazu, auch wenn die Besucher keine Christen waren. Davon war der Sohn Christian fasziniert. Auch daher rührt seine Abneigung gegen jede Form von Deutschtümelei.

Den Gedanken, in die Mission zu gehen, hatte er ebenfalls schon früh, seit der Erstkommunion. Das war 1947, von da an wusste er: „Der liebe Gott will etwas Besonderes von mir. Das konnte ich nicht abschütteln, das war da.“ Mit zwölf fuhr er mit der Mutter, sie waren längst nach Bonn umgezogen, zu den Steyler Missionaren. Nach dem Motto: „Steil ist der Weg zum Himmel.“ Sankt Augustin, den Studienort für angehende Seminaristen, hatte Christian Troll schon als Messdiener kennengelernt. „Messdiener zu sein – das war eine wichtige Zeit“, sagt er.

Und seine Eltern? Was sagten sie zu seiner Entscheidung? „Sie hielten mich nur an, es mir drei Mal zu überlegen.“ Er hatte es sich gut überlegt, ging zwei Jahre bei den Steylern aufs Internat und kann sich noch genau erinnern, wie viel Ferien sie dort hatten: „Je eine Woche nach Weihnachten und Ostern und vier Wochen im Sommer.“

Mit zwanzig begann er als Kandidat für die Erzdiözese Köln sein Theologiestudium in Bonn, der Vater war dort Rektor der Universität. Natürlich feierten sie zuhause Feste, ging er in eine Tanzschule. Es folgte der Wechsel nach Tübingen, wo er bekannte evangelische Theologen (wie etwa Otto Kaiser) hörte und vor allem die Internationalität unter den Studenten genoss. Will heißen: Er gründete eine Gruppe, bestehend aus Christen, Muslimen, Hindus und Buddhisten. Das war wieder so eine Vorentscheidung. Man traf sich wöchentlich in einer Privatwohnung, einer hielt ein Referat über sein Heimatland, seine Kultur und Religion.

Außerdem wollte er Arabisch lernen. Die Sprache, die einigen seiner Kommilitonen so viel bedeutete. Sein erster Lehrer der arabischen Sprache war Profes-

Foto: Christian Trenk

sor Rudi Paret, der ihn und ein paar weitere Studenten persönlich unterrichtete: „Der war sich nicht zu fein, seinen Studenten selbst das Alphabet beizubringen.“ Pater Troll schätzt das immer noch, schließlich stammt aus Parets Feder die „bis heute zuverlässigste deutsche Übersetzung des Korans“. Noch in Tübingen begann er mit einer Arbeit zur mittelalterlichen Chinamission bei Hubert Jedin, dem berühmten Kirchenhistoriker, der die ebenfalls berühmte Geschichte des Trienter Konzils schrieb.

Wie aber fand er den Weg zu den Jesuiten? Das war zurück in Bonn, da entdeckte er in der Bibliothek einen Artikel von J. M. Houben, einem Jesuiten: The need of islamic studies today. Bei der Bibliotheksverwaltung erfragte er die Telefonnummer des Holländers, der damals einen Lehrstuhl für Islamwissenschaften im niederländischen Nijmegen und einen in Beirut innehatte. Der Student wollte ihn kennenlernen. „In dem Essay stand genau das drin, was ich bis heute mache“, fasst Pater Troll die Relevanz dieser

*„Der Islam ist nach wie vor in einer Krise, er muss grundsätzlich neu über die Moderne nachdenken.“*

Begegnung zusammen: „Der Islam ist nach wie vor in einer Krise, er muss grundsätzlich neu über die Moderne nachdenken.“ Deswegen braucht es nach Trolls Meinung Menschen in der Katholischen Kirche, die das verstehen und sich mit Muslimen austauschen.

Nach dem Treffen mit Houben waren die Würfel endgültig gefallen: Er wollte islamische Studien beginnen. Es sei bemerkt: „Das war 1960, vor dem Konzil!“ Der Student Troll bekam tags darauf ein Empfehlungsschreiben von Houben, das brachte er im Juni 1961 zu Kardinal Frings – der war gleich einverstanden, zu Trolls großem Erstaunen: „Genau das brauchen wir in der Erzdiözese, jemanden, der Arabisch kann!“ Also wurde er noch 1961 ins Centre Religieux des Études Arabes geschickt, das zur Universität Saint Joseph in Beirut gehört.

Die zwei Jahre in Bikfaya, knapp zwanzig Meilen nordwestlich von Beirut gelegen, schildert er als die prägendsten seines Lebens. „Es war eine völlige Hingabe an die Sache, eine Art Feuerprobe.“ Pater Troll erzählt davon mit sichtlichem Stolz. Jeden Tag paukte er acht bis zehn Stunden Arabisch, las sich in die Grundlinien islamischen Denkens ein. Er war der einzige deutsche Student unter lauter Franzosen, Holländern und Libanesen, weit weg von daheim, abgeschieden vom städtischen Leben. Erstmals kam er mit Texten des Islam im arabischen Original in Kontakt. Zwei Mal bekam er Post von Kardinal Frings. „Er war sich nicht zu gut, einem kleinen Studentchen zu schreiben.“ Die Briefe hat er aufgehoben.

1963 trat er in den Jesuitenorden ein. Nach der dreijährigen Grundausbildung in Deutschland ging er nach London, wo er an der School of Oriental and African Studies studierte. Nun rief die ganz weite Welt – Studienaufenthalte in Iran, in Pakistan und Indien. Er lernte das muslimische Leben dort kennen, wo es gelebt wird. 1971 empfing er die Priesterweihe in München. Und stand vor der Frage: Will ich mich theoretisch mit dem Koran befassen oder in einem muslimischen Land leben? – Pater Troll entschied sich für letzteres. „Ich war nie ein reiner Wissenschaftler.“ Er verstand und versteht sich bis heute missionarisch-priesterlich. Es sollte Pakistan werden, Lahore. „Mein Englisch musste dafür top sein.“ Er ging zur Vorbereitung nach London, bekam hier 1970 den B.A. Honours in Urdu Literatur und 1975 den Doktor der Philosophie mit einer Dissertation über das moderne islamische Denken in Südasien.

„Du gehörst nach Indien, nicht nach Pakistan“, befanden seine Oberen. Er wurde in Neu-Delhi Professor für islamisch-christliche Begegnung. Was das Eindrücklichste in den zwölf Jahren dort gewesen sei? – Einen Beitrag dazu zu leisten, dass in Indien die Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils zum Verhältnis der Kirche zu den Muslimen effektiv umgesetzt würden. Pater Troll meinte, für immer dort zu bleiben. Doch 1988 musste er seine Koffer packen und sie mit nach Birmingham nehmen, hier war er bis 1993 Senior Lecturer am Centre for the Study of Islam and Christian-Muslim Relations. „In Birmingham konnte ich viel lernen, hatte Studenten und Doktoranden, auch Muslime waren dabei.“ Er vermutet, dass er auch da „hängengeblieben“ wäre, hätte der Orden nicht gesagt, er solle nach Rom an das Päpstliche Orientalische Institut wechseln. Von Rom aus, wo er Mitglied der Subkommission für Religiöse Beziehungen der Katholischen Kirche mit den Muslimen beim Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog war, „bediente“ er auch Ankara als Gastprofessor. „Ich begann also wieder von vorne. A, B, C. Diesmal auf Türkisch.“ Auch die Idee zu seiner Homepage „Muslime fragen, Christen antworten“ entstand in diesen Jahren. Sie erscheint in elf Sprachen. Pater Troll befürchtet jedoch, dass die Internetseite dennoch zu altmodisch ist. Weil sie keine Clips hat.

In Berlin, der nächsten Station, musste er jedenfalls keine neue Sprache lernen. Drei Jahre lang war er an der Spree als Leiter des christlich-islamischen Forums der Katholischen Akademie und Mitglied verschiedener diözesaner Dialog-Gremien. Aber so richtig glücklich war er da nicht. Dafür „bin ich sehr dankbar, gegen Schluss meines Lebens in Sankt Georgen

*„Ich war nie Mainstream.“*

zu sein.“ Von 2001 bis 2007 war er hier Honorarprofessor, schätzt den „Standortvorteil“, das CIBEDO nebenan, die Hochschule, die Mitbrüder, die verkehrsmäßige Anbindung. „Außerdem habe ich mit Pater Specker einen guten Nachfolger.“ Wie er sein Mitwirken an der Stiftungsprofessur Katholische Theologie im Angesicht des Islam betrachtet? – „Jedenfalls war ich nicht so schlimm, dass sie sagen, nie wieder einen Islamwissenschaftler.“

Pater Christian Troll hat eine „praktische Ader“. Er will Jesus verkünden. Und er nimmt kein Blatt vor den Mund, auch auf die Gefahr hin, dass er sich unbeliebt macht. „Ich war nie Mainstream“, sagt er und bedauert, dass – vielleicht auch wegen der jüngeren deutschen Geschichte – viele immer noch vor deutlichen Worten zurückschreckten. „Es gibt Leute, die halten die Ganzkörperverschleierung für ein Zeichen von Religionsfreiheit.“

Pater Troll hat ein Leben lang den Dialog zwischen Christen und Muslimen gepflegt. Er hält ihn weiterhin für absolut notwendig, „wenn wir in Verschiedenheit harmonisch in einer pluralen Gesellschaft zusammenleben wollen“. Nächstenliebe interpretiert er in diesem Zusammenhang folgendermaßen: Die Muslime so verstehen, wie sie sich verstehen. „Wir müssen einander kennenlernen und das Liebenswerte lieben.“ Mittlerweile widmet er sich allerdings hauptsächlich dem Apostolat der „Einladung“. Dazu gründete er im vergangenen Jahr die Initiative „Johannes der Täufer“. Sie will suchenden Muslimen, die hier in Europa in einem freiheitlichen Rechtstaat leben, dabei helfen, Jesus, seine Frohe Botschaft und seine Kirche kennenzulernen. „Einladen“, das meint verkündigen – und gegebenenfalls zur Taufe begleiten.




## IMMER DRUCKFRISCH

**Bei „Books on Demand“, Norderstedt, ist die 7., neu bearbeitete Auflage von Peter Knauer SJ, Der Glaube kommt vom Hören – Ökumenische Fundamentaltheologie, erschienen (432 S., davon 23 mit farbigen Graphiken).**

**DER GLAUBE KOMMT VOM HÖREN**

**In diesem Buch wird gezeigt, dass und wie die christliche Botschaft ihren Anspruch, „Wort Gottes“ zu sein, durch ihren Inhalt verständlich macht. Der Glaube stützt sich nicht auf Vernunft, aber alle Einwände gegen ihn sind auf dem Feld der Vernunft selbst zu entkräften. So gut wie alle „heißen Eisen“ heutiger Theologie werden behandelt.**
**Rezensionen zu den früheren Auflagen seit 1978 finden sich unter peter-knauer.de/d.docx**

**Bestellungen sind möglich im Buchhandel oder bei www.bod.de/shop.html ; in beiden Fällen ohne Portokosten.**
**Buchausgabe: ISBN 9783738637168, € 15,00**
**E-Book: Book ISBN 9783739260952, € 9,49**

# Relaunch der Sankt Georgener Homepage

**ANSGAR WUCHERPFENNIG SJ**
Rektor der Hochschule

Die Homepage der Hochschule wird ein neues Design bekommen. Ihr Relaunch wird zu Beginn des neuen Jahres erfolgen. Eine Arbeitsgruppe unter der Leitung von Prof. Dr. Thomas Meckel befasst sich mit der Neugestaltung der Homepage. Bei der Neugestaltung der Homepage liegt der Fokus insbesondere auf der Verbesserung der Visualisierung, was in der Verwendung eines breiten Spektrums an Farben und Bildern deutlich wird. Zudem wird die Benutzerfreundlichkeit erhöht.

Auch unser Logo ist modernisiert worden: Die Grafik mit dem heiligen Georg wurde etwas weniger kleinteilig gestaltet und der Schriftzug „Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen“ dem Logo hinzugefügt. Die einzelnen Bereiche in Sankt Georgen können das Logo verwenden, indem der Schriftzug entsprechend angepasst wird, zum Beispiel „Priesterseminar Sankt Georgen“. An den Neuerungen haben eine Grafik-Designerin und ein Webentwickler mitgewirkt.

Wir würden uns sehr freuen, wenn Sie der Hochschule für die damit verbundenen Ausgaben eine Spende zukommen ließen.

**Wir freuen uns über eine Spende für dieses Projekt auf unser Spendenkonto:**
PTH Sankt Georgen e.V. Stichwort: Homepage St. Georgen
PAX-Bank e. G. Kto.-Nr.: 4003 600 101 / BLZ 370 601 93
BIC: GENODED1PAX / IBAN: DE13 3706 0193 4003 6001 01

*Philosophisch-Theologische Hochschule*
SANKT GEORGEN



Anzeige

SICHER UND TRAGFÄHIG.

Eiserner Steg in Frankfurt am Main

UNSERE AUSGEZEICHNETE ANLAGEBERATUNG FÜR IHR VERMÖGEN.

Frankfurter Volksbank

Börsenstraße 7-11, 60313 Frankfurt am Main
Tel. 069 2172-0

## VERÖFFENTLICHTE DISSERTATIONEN

**Fachinger, Marc**
„Sie sind doch schon fest intrigiert!" Katholische Berufsschulreligionslehrer in kirchlichen Lehr-Lernprozessen. Eine Spurensuche nach ihrem Selbstverständnis
Berlin: LIT Verlag (Religion und berufliche Bildung, Bd. 8)
ISBN: 978-3-643-13216-1

**Stangl, Elias Daniel**
Resilienz durch Glauben? Die Entwicklung psychischer Widerstandskraft bei Erwachsenen.
Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag AG 2016
(Glaubenskommunikation Reihe Zeitschriften, Bd. 39)
ISBN: 978-3-7867-3075-0

!

Geschafft!

## DISSERTATIONEN

**Bedin Fontana, Leandro Luis**
Freed by Love: Rethinking the Soteriological Premises of the Christian Discourse on the Interreligious Dialogue in the Light of Jesus' Message and Practice of Love
Erstgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge
Zweitgutachter: Prof. Dr. Knut Wenzel (Goethe-Universität, Frankfurt)

**Gautier, Andreas**
Pilgern und Wallfahren in der Schule. Eine Option für Schule und Schulpastoral?
Erstgutachter: Prof. Dr. Dr. Dr. h. c. Klaus Kießling
Zweitgutachterin: PD Dr. Birgit Hoyer

**Jungers, Martine**
Wege ans Licht. Wie Geistliche Begleitung traumatisierter Menschen gelingen kann.
Erstgutachter: Prof. Dr. Dr. Dr. h. c. Klaus Kießling
Zweitgutachter: Prof. Dr. Medard Kehl SJ

**Kempen, Martin**
Coaching als abduktiver Prozess vor dem bleibenden Geheimnis. Die Theorie U aus pastoralpsychologischer Perspektive
Erstgutachter: Prof. Dr. Dr. Dr. h. c. Klaus Kießling
Zweitgutachter: Jun.-Prof. Dr. Wolfgang Beck

**Kramp, Igna Marion**
Die Gärten und der Gärtner im Johannesevangelium. Eine raumsemantische Untersuchung
Erstgutachter: Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Dieter Böhler SJ

**Mianro Naortangar, Rodrigue**
Offenbarung interkulturell. Die Dogmatische Konstitution „Dei Verbum" im Dialog mit dem „Christus Modell" von Fabien Eboussi Boulaga
Erstgutachter: Prof. Dr. Michael Schneider SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Franz Gmainer-Pranzl (Universität Salzburg)

**Pruchniewicz, Stephan**
Fremde(,) Schwestern und Brüder. Kooperativer Religionsunterricht an berufsbildenden Schulen
Erstgutachter: Prof. Dr. Dr. Dr. h. c. Klaus Kießling
Zweitgutachterin: PD Dr. Birgit Hoyer

**Stangl, Elias Daniel**
Glaube und Resilienz. Die Bedeutung des christlichen Glaubens für Resilienz im Erwachsenenalter.
Erstgutachter: Prof. Dr. Dr. Dr. h. c. Klaus Kießling
Zweitgutachterin: PD Dr. Birgit Hoyer

## LIZENTIATSARBEITEN

**Heimann, Benedikt**
Anbetung, Mission und caritatives Engagement im Horizont der päpstlichen Lehrverkündigung am Beispiel der Gemeinschaft Emmanuel, der Initiative „Nightfever" und der Gemeinschaften von Jerusalem.
Eine Analyse aus ekklesiologischer Sicht.
Erstgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge
Zweitgutachter: Prof. Dr. Klaus Vechtel SJ

**Owusu, Eric**
Textkritik und das Bild der Apostel im längeren kanonischen sekundären Markusschluss
Erstgutachter: Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Dieter Böhler SJ

**Sudić, Valentina**
„Nicht heiraten und nicht verheiratet werden":
Die Ehelosigkeit in der lukanischen Fassung des Sadduzäergesprächs in LK 20,27-40
Erstgutachter: Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Dieter Böhler SJ

**Amandu, Robert**
The Role of Catechists in First Communion Catechesis in Arua Diocese in Uganda: Challenges and Responses
Erstgutachter: Prof. Dr. Dr. Dr. h. c. Klaus Kießling
Zweitgutachterin: PD Dr. Birgit Hoyer



## DIPLOMARBEITEN

**Buslov, Kirill**
Seraphim von Sarow (1759-1833)
Sein geistlicher Weg in der Sicht seiner Biographien wie auch seines Akathistos (in deutscher Übersetzung)
Erstgutachter: Prof. Dr. Michael Schneider SJ

**Hruschka, Vinzenz**
TTIP
Eine wirtschaftsliberale Herausforderung für die Demokratie und die christliche Soziallehre
Erstgutachter: Prof. Dr. Dr. Bernhard Emunds

**Mertesacker, Jakob**
Gottes Ewigkeit und sein Handeln in der Geschichte. Ein religionsphilosophisch-dogmatischer Zugang
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Vechtel SJ

**Rother, Angelika**
Vom Nichtstun in die Hölle oder aus der Hölle zum Nichtstun verdammt?
Lasterhaftes Leben aus theologischer und psychologischer Sicht am Beispiel der Faulheit.
Erstgutachter: Prof. Dr. Dr. Dr. h. c. Klaus Kießling

## MAGISTERARBEITEN

**Boungard, Fabian**
Beuroner Mönchtum in Prag.
Die beuronensische Benediktinerabtei Emaus und sozioökonomische, gesellschaftspolitische, kulturelle sowie kirchliche Aspekte in Prag 1880 bis 1914
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Schatz SJ

**Helbig-Londo, Madeleine Karen**
...und raus bist du?
Theologische Erörterung bezüglich des Einbezuges von Menschen mit Behinderung in die kirchliche Entwicklungsarbeit
Erstgutachter: Jun.-Prof. Dr. Wolfgang Beck

**Jünger, Vincent**
Ausgewählte theologische Leitsätze des munus sanctificandi in der kirchlichen Rechtsordnung
Erstgutachter: Prof. Dr. Thomas Meckel

**Londo, Rafał Paweł**
Die Etablierung des Ständigen Diakonats in Deutschland und Polen - Ein Vergleich
Erstgutachter: Jun.-Prof. Dr. Wolfgang Beck

**Merkel, Josa Maria**
Die geplante Revision des kirchlichen Strafrechts
Erstgutachter: Prof. Dr. Ulrich Rhode SJ

**Salomon, Anna Lena**
Wer holte Josef aus der Zisterne und verkaufte ihn?
Exegetische Untersuchung zu Gen 37, 26-28
Erstgutachter: Prof. Dr. Dieter Böhler SJ

**Schäfer, Hanna**
„Selig die Armen im Geist - ihnen gehört das Himmelreich." (Mt 5,3)
Eine Untersuchung der christologischen und ekklesiologischen Dimensionen einer „Armut im Geiste" und eine Erörterung ihrer gegenwärtigen Bedeutung hinsichtlich des Anliegens von Papst Franziskus für eine „arme Kirche für die Armen"
Erstgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

**Wahlberg, Åke**
Der Blick von irgendwo.
Zum Verhältnis von Tradition und Rationalität in der Philosophie Alasdair MacIntyres und Hans-Georg Gadamers
Erstgutachter: Prof. Dr. Dr. Oliver Wiertz

## BACHELORARBEITEN

**Chuepo Kouatchet, Franklin**
Worin besteht der Vorrang des Daseins bei der Beantwortung der Seinsfrage?
Erstgutachter: Prof. Dr. Heinrich Watzka SJ

**Enxing, Julia, Dr.**
Ferngesteuert.
Über die Herausforderung der Moderne für soziale Beziehungen - eine sozialphilosophische Betrachtung nach Hartmut Rosa und Zygmunt Baumann
Erstgutachter: Dr. Thomas Hanke

**Hamadi, Toumi**
Novalis - Subjektphilosophie im frühromantischen Diskurs
Erstgutachter: Dr. Thomas Hanke

**Sinn, Michael**
Gerechtigkeit und Gemeinschaft:
Kommunitarismus und biblisches Ethos als Grundlagen zur Gestaltung moderner Gesellschaften
Erstgutachter: Prof. Dr. Dr. Bernhard Emunds

»GEORG« ist das Magazin der Hochschule Sankt Georgen. Es greift das Motto der Hochschule Pietati et Scientiae auf und dokumentiert ihre Arbeit mit Nachrichten und Beiträgen aus der philosophischen und theologischen Wissenschaft sowie zur Spiritualität.

Viel Vergnügen beim Studieren der Zeitschrift!

*Philosophisch-Theologische Hochschule*

**SANKT GEORGEN**

**ISSN 2195-3430**

Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt/Main
fon: 069. 6061-0 | mail: rektorat@sankt-georgen.de | web: www.sankt-georgen.de